

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XVII. Serie.
(Heft 385—408 umfassend.)

Heft 387/388.

Die römischen Katakomben.

Von

Dr. Ludwig Meyer.

Berlin SW. 1882.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Die römischen Katakomben.

Von

Dr. Ludwig Meyer.
(Berlin)

„Sunt aliquid manes et subterranea regna."
Juv.



Berlin SW., 1882.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Die römischen Katakomben.

Von

Dr. Ludwig Meyer.
(Berlin)

„Sunt aliquid manes et subterranea regna."
Juv.

CGH

Berlin SW., 1882.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

„Sunt aliquid manes et subterranea regna."
Juv.

Zweierlei ist an den Entdeckungen, die seit achtunddreißig Jahren in den römischen Katakomben [1]) gemacht worden sind, besonders merkwürdig. Sie sind erstens das Werk eines einzigen Mannes: mit Niemand, das darf behauptet werden, theilt Giovanni Battista de Rossi ihren Ruhm. Sodann aber ist es ihnen eigenthümlich, daß der Zufall dabei keine Rolle gespielt hat: sie sind der Lohn zielbewußter, planmäßig und nach bestimmten Regeln verfahrender Wissenschaft. Nie geht de Rossi auf gut Glück vor; er weiß, was er thut und wohin der Weg führt, und stets kündigt er schon im voraus an, was er finden wird. Nichts zeigt besser als der glänzende Erfolg seiner Ausgrabungen, welchen Nutzen derartige Arbeiten aus einer guten Methode ziehen.

Durch einen Zufall wurden die seit dem neunten Jahrhundert nicht mehr besuchten und fast bis auf die Erinnerung verlorenen [2]) Katakomben i. J. 1578 wieder aufgefunden. Einige Jahre später unternahm ein berühmter Gelehrter, Bosio, ihre Durchforschung, und da er ein klarer und scharfer Kopf war, so fand er auch sofort das rechte Mittel, dieses Studium fruchtbar zu machen. Er begann damit, daß er sich mit dem gesammten christlichen Alterthum vertraut machte; dank der ungeheuren Belesenheit, die er so erwarb, war er sicher, die Katakomben ausgerüstet mit den Documenten zu betreten, die ihm ihr Verständniß erschließen konnten. Er wollte sie eine nach

der andern durchforschen, jede einzelne in dem Labyrinth ihrer Galerien genau verfolgen, versuchen, ihren Namen zu finden, ihre Geschichte herzustellen. Eine solche Arbeit erforderte unermeßliche Gelehrsamkeit, tiefe Kenntniß der Kirchenschriftsteller und außerordentlichen Scharfsinn. Bosio besaß und bewährte diese Eigenschaften, seine Nachfolger aber verloren vor der Aufgabe den Muth und entsagten ihrer Lösung. Mehr und mehr vernachlässigten sie die Beschäftigung mit den Katakomben selbst; statt dessen richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die darin entdeckten Denkmäler. Sie durchstöberten die ehrwürdigen Räume, copirten, ohne auch nur den Fundort zu verzeichnen, die Inschriften und Malereien, nahmen Alles, was nicht niet- und nagelfest war, weg und stellten es in irgend einem Museum auf; isolirt, von seiner Umgebung, von den Mauern, für die es gemacht war, losgelöst, verlor hier das Kunstwerk Charakter und Bedeutung. Die merkwürdigen Einzelfunde, die doch füglich nur Nebensache sind, schädigten das Wesentliche, das Studium der Coemeterien [3]), und über den Reichthümern, die man zu Tage förderte, gerieth das Bergwerk selbst, das all' die köstlichen Gegenstände hergab, in Vergessenheit. Es war das bekannte verderbliche Verfahren, nach welchem damals alle antiken Monumente „erforscht" wurden.

De Rossi hat hier Wandel geschafft und entschlossen eine neue Methode eingeschlagen. Muthig sprach er es aus, daß man seit zwei Jahrhunderten vom rechten Wege gewichen war, daß alle seine Vorgänger geirrt hatten, daß man von Neuem in Bosio's Fußstapfen treten und die Arbeit da wieder aufnehmen müsse, wo er sie hatte liegen lassen. Mit Recht hielt er dafür, daß man die ehrwürdigen Reste des christlichen Alterthums, wenn man aus ihnen den rechten Nutzen ziehen wolle, ungetrennt vom Studium der Stätten behandeln müsse, wo sie ihren Platz gehabt, und daß es, wenn jene Reste wegen der Erinnerungen, welche sie wecken, gesammelt zu werden verdienen,

noch weit mehr auf genaue Kenntniß der Katakomben selbst, des erstaunlichsten Werkes des werdenden Christenthums, ankomme. Deshalb stellte er sich, wie Bosio, die Aufgabe, nach und nach die verschiedenen christlichen Coemeterien zu studiren, ihren Grundriß aufzunehmen, die ursprüngliche Ausdehnung eines jeden und die Erweiterungen, die es erfahren hat, zu untersuchen, nach Möglichkeit die Zeit, wann jede Galerie gegraben wurde, zu bestimmen und damit zugleich auch für das Alter der Denkmäler, die sie einschließt, einen Anhalt zu gewinnen, mit einem Worte die Geschichte und die Topographie dieser ungeheuren unterirdischen Stadt — wie dies für die darüber erbaute Stadt der Lebendigen so schön gelungen ist — zu entdecken und festzustellen.

Dies war de Rossi's Ziel, dies die von ihm empfohlene Methode: sehen wir zu, welches die Ergebnisse seiner Arbeiten gewesen sind. [4])

1.

Die christlichen Katakomben [5]) sind die Stätten, wo die ersten Christen ihre Todten begruben. Im vorigen Jahrhundert haben einige Gelehrte gemeint, daß sie als gemeinsamer Beerdigungsplatz für Arme aller Culte dienten; aber diese Ansicht ist heut unmöglich noch aufrecht zu erhalten. Tausende von Gräbern sind seit achtunddreißig Jahren, seitdem die Arbeiten dort kräftig in Angriff genommen wurden, entdeckt worden, und während dieser ganzen Zeit hat sich innerhalb der christlichen

Anlagen kein heidnisches Grab gefunden. So kann dreist behauptet werden, daß sie **ausschließlich** für Christen bestimmt waren.

Die Christen legten der Beerdigung hohe Bedeutung bei. Da der Körper bestimmt sei, wieder aufzuleben und an der Unsterblichkeit der Seele theilzunehmen, so zieme es sich, meinten sie, ihn nach dem Tode wohl zu behüten und ihm eine ehrenvolle Zufluchtsstätte zu bereiten, wo er des großen Erwachens harren mochte. „Bald“ — so heißt es im Bestattungshymnus des Prudentius — „bald wird die Zeit kommen, da die Wärme diese Gebeine wieder beleben, das Blut von Neuem diese Adern durchströmen, das Leben wieder Besitz ergreifen wird von dieser Wohnung, die es jetzt verlassen hat. Diese lange Zeit kraftlosen Leiber, die in den Gräberstaub gebettet lagen, werden sich aufschwingen in die Lüfte und sich von Neuem mit ihren alten Seelen vereinigen.“ Und weiter: „Nimm auf, o Erde, und berge in deinem mütterlichen Schooß diese Hülle, die wir dir anvertrauen: sie war der Aufenthalt einer vom Urheber aller Dinge erschaffenen Seele; darin wohnte ein Geist, dem das Wissen von Christus Leben gab. Bedecke diesen Leib, den wir in deinen Schooß niederlegen. Eines Tages wird Der, welcher ihn geschaffen und mit seinen Händen geformt hat, sein Werk von dir zurückfordern.“ Von dieser Hoffnung war Niemand ausgeschlossen, und so trugen die Christen gleiche Sorge für die Bestattung **aller** Gläubigen. Sie schauderten davor zurück, es wie die Heiden zu machen, welche die Leichen der Armen in jene berüchtigten Gruben (puticuli) warfen, wo man sie verfaulen ließ. Man sieht, daß es bei ihnen verboten war, zwei Körper über einander zu legen: seinen besonderen Platz mußte jeder haben, wo er allein bis zum jüngsten Tage ruhen konnte. Aus Tertullian wissen wir, daß ein Priester dem Leichenbegängniß beiwohnte [6]): durch die Religion empfingen die Gräber ihre Weihe. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Decius er-

innerte der römische Klerus in einem Schreiben an die Geistlichkeit von Karthago diese daran, daß es keine heiligere Pflicht gebe, als die gehörige Bestattung der Märtyrer und der übrigen Christen [7]). Den Armen Lebensunterhalt und ein anständiges Begräbniß zu gewähren, ward der Kirchenschatz ausgegeben. Ja, S. Ambrosius erkennt an, daß sogar die heiligen Gefäße zerbrochen, eingeschmolzen und verkauft werden dürften, um die Gläubigen zu bestatten. [8]) Solche Zeugnisse erklären die Anlage der Katakomben. Kennt man die Hochachtung, welche die ersten Christen vor ihren Todten hegten, so wundert man sich nicht mehr so sehr über die zu ihrer Beisetzung von ihnen unternommenen riesenhaften Arbeiten.

Sind sie nun aber auch wirklich die Urheber dieser Arbeiten? Sind die Katakomben ganz und gar das Werk der Christen, oder haben diese sie bereits vorgefunden und sie nur einfach ihren Zwecken dienstbar gemacht? Diese Frage hat zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben. Im vorigen Jahrhundert fehlte es nicht an Ungläubigen, welche den Entdeckungen Bosio's die Realität absprachen. Sagte man ihnen, daß die ersten Gläubigen sich selbst ihre Friedhöfe gegraben haben, so fragten sie, wer wohl einer kleinen und armen Gemeinde die Mittel zur Ausgrabung einer so erschrecklichen Anzahl unterirdischer Gänge geliefert haben sollte, — was man mit den zu Tage geförderten Erdmassen angefangen und wie ein verbotener und geächteter Cultus die Keckheit gehabt haben könne, vor den Thoren Rom's und unter den Augen seiner Verfolger den Boden in solcher Weise zu unterminiren. Den meisten Gelehrten schienen diese Einwände unwiderleglich, und selbst die unerschrockensten Vertheidiger der Katakomben ließen sich dadurch irre machen. Um jene Einwürfe zu beantworten, kamen sie nämlich auf die Annahme, daß die Katakomben ehemalige Erdgruben waren, aus denen die Römer lange Zeit die Puzzolanerde gewonnen hätten. Die Christen hätten diese Anlagen verlassen gefunden und, um

aus ihnen ihre Friedhöfe zu machen, nur nöthig gehabt, horizontale Nischen zur Aufnahme der Todten in die Wände einzugraben. Die Existenz solcher Erdgruben war keine bloße Hypothese; sie ist von den alten Schriftstellern bezeugt. Cicero spricht von einem Manne, der zu seiner Zeit dort ermordet wurde [9]), und Sueton erzählt, wie Nero, als man ihn überreden wollte, sich dahin zu flüchten, erklärt habe, er wolle sich nicht lebendigen Leibes begraben lassen. [10]) Da sie ein wenig besuchter Ort waren, wo Leute, die sich verbergen wollten, ein Asyl fanden, so konnten sie den Christen zur Abhaltung ihres Geheimdienstes und zur Bestattung ihrer Todten als wohlgeeignet erscheinen. Auch macht Bottari darauf aufmerksam, daß die Christen jene Orte leicht kennen lernten: ihre Religion pflanzte sich anfangs unter den Armen und Sklaven, also gerade unter Leuten fort, die bei der Anlegung der Katakomben beschäftigt wurden, — Führern wenn man will, die ihren Brüdern in den Irrgängen der verlassenen Galerien das Geleite geben konnten. Diese Ansicht war also vollkommen wahrscheinlich; sie hatte das Gute, daß sie den Ungläubigen den Mund schloß: so wurde sie denn auch während zweier Jahrhunderte getreulich von Allen gebilligt und sie ist maßgebend geblieben bis auf unsere Zeit. Vor einer aufmerksamen Prüfung der Katakomben hält sie jedoch nicht Stich. Zuerst wurde sie durch den Padre Marchi erschüttert, de Rossi wirft sie vollends über den Haufen. Mit leichter Mühe zeigt er, daß Kammern von 3 bis 4 Quadratmetern Fläche und rechtwinkelig einander schneidende Gänge von höchstens 1 Meter Breite zur Förderung und zum Transport von Puzzolanerde schwerlich geeignet waren. Es giebt noch alte römische Sandgruben und Steinbrüche, deren Bestimmung unzweifelhaft ist und die ganz anders aussehen als die Katakomben: Die Galerien sind breiter, die Ausgänge zahlreicher; offenbar ist hier Alles auf die Bedürfnisse eines industriellen Arbeitsbetriebes besser berechnet. Ueberdies

hat Michele de Rossi [11]) die natürliche Beschaffenheit des Terrains, in welchem die Coemeterien Rom's größtentheils angelegt sind, sorgfältig untersucht und dabei die Beobachtung gemacht, daß dieselben den bröckeligen Puzzolanschichten systematisch aus dem Wege gehen und vielmehr vorzugsweise die Schichten von poröserem und härterem Gestein aufsuchen. Auf das Bestimmteste erklärt er, daß man brauchbares Baumaterial niemals aus den Katakomben habe gewinnen können. Dies ist entscheidend und macht auch dem letzten Zweifel ein Ende. Daß bisweilen die Christen einige dieser verlassenen Sandgruben (arenariae) zu ihren Zwecken eingerichtet haben, wird dadurch nicht ausgeschlossen: die Geschichte erzählt und die Untersuchungen der letzten Jahre beweisen es, auch wird später davon die Rede sein, bei welchem Anlaß und aus welchen Gründen sie dazu kamen; aber das waren Ausnahmen. Unter den fünfundzwanzig bis dreißig Coemeterien, die man bis jetzt entdeckt hat, konnten erst fünf als ehemalige Sandgruben erkannt werden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es viel mehr waren. Alle übrigen sind von der Hand der Christen angelegt worden. Wiederholt findet sich in den Katakomben die Darstellung arbeitender Todtengräber. Wir sehen sie, die Hacke in der Hand, wie sie die überhängende Steinwand angreifen. Diese ihre Haltung zeigt uns, wie sie bei ihrem Werke verfuhren. Kühn und entschlossen sind sie vorgedrungen; mit ihrer Hacke haben sie sich quer durch diese Schichten aus körnigem Tuf, die den Boden der römischen Campagna durchsetzen, den Weg gebahnt; den Fels haben sie ausgehöhlt. Diesen Männern gab ihr Glaube Kraft. „Die Eingeweide der Erde bewohnten sie, wie der Mönch seine Zelle." Diese endlosen Galerien — sie enthalten angeblich gegen sechs Millionen Gräber — sind ganz und gar ihr Werk.

Woher kam den ersten Christen diese Art der Bestattung, die so furchtbare Arbeiten von ihnen forderte? Schon vor langer Zeit ist darauf geantwortet worden, daß sie dieselbe von den

Juden übernahmen. Man hätte hinzufügen müssen, daß die Juden hierin nur der Sitte der meisten orientalischen Völker folgten. In Syrien kannte man bei der Beerdigung gar kein anderes Verfahren. Ueberall, wohin die Tyrier vordrangen, auf Malta, auf Sicilien und Sardinien, finden wir ähnliche Grabanlagen. Beulé hat die Existenz von Katakomben in Karthago constatirt, Renan hat solche in Phönizien gesehen; in Kleinasien, in Cyrenaïka, auf der thrazischen Chersones kommen sie zahlreich vor; ja, selbst bei den Etruskern, denen Manche orientalischen Ursprung zuschreiben, werden sie angetroffen. Vollends in Rom entdeckt man alle Jahr neue Katakomben. Dies kann uns nicht überraschen. Gegen Ende der Republik und in den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft kam es in Rom zu einer förmlichen Invasion der Völker des Orients. In die tolerante und etwas blasirte große Stadt brachten sie ihre Glaubensmeinungen, ihre Sitten und Gewohnheiten mit. Man ließ sie ihre Götter nach ihrer Weise anbeten, ihre Todten begraben wie sie wollten. Sie wurden nicht allein nicht beunruhigt, — sie konnten sogar ihre Lehren predigen und hielten damit auch durchaus nicht zurück. Wohl niemals hat eine Stadt, selbst nicht Alexandria unter den Ptolemäern, der Welt ein merkwürdigeres und belebteres Schauspiel geboten als Rom zu Anfang der Kaiserzeit. Es war nicht blos die Hauptstadt des Handels und der Politik der Welt, es war auch die Stätte, wo jede Philosophie und alle Religionen der Erde ihre Vertretung fanden. Inmitten einer enormen Geschäftsthätigkeit herrschte eine noch bemerkenswerthere geistige Regsamkeit. Die Entkräftung, an welcher der alte Glaube litt, ließ für die neuen Anschauungen das Feld frei. Sie benutzten dies, rührten sich, breiteten sich aus und machten überall Proselyten. Vor Allem zogen die Religionen des Orients durch die Fremdartigkeit ihrer Riten und durch die geheimnißvolle Form ihrer Lehren die Gemüther an. Manche ergaben sich ihnen gänzlich; die Meisten

ahmten, ohne sich völlig mit ihrem Geiste zu durchdringen wenigstens ihre am meisten in die Augen fallenden Uebungen, und Gebräuche nach. So fingen denn auch viele Römer an, die Todten nach der Weise der Orientalen zu beerdigen. Seit den Antoninen kommt die alte Sitte der Verbrennung der Leichen mehr und mehr in Abnahme; zur Zeit des Macrobius war sie fast ganz geschwunden.[12]) Frühzeitig hatten so die Heiden ihre unterirdischen Todtengrüfte, ähnlich denen der Völker des Orients. Wir müssen uns vorstellen, daß seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts zahllose Gräberanlagen die römische Campagna nach allen Richtungen durchzogen. Juden, Phönizier, Anbeter des Mithras und des Sabazios, vor Allem Christen, deren Zahl so schnell zunahm, manchmal auch Heiden, durchwühlten den Boden zu Bestattungszwecken. Es lag in den verschiedenen Culten eine Art innerer, unterirdischer Thätigkeit, die der äußeren entsprach. Die Todtengräber in der Tiefe suchten einander aus dem Wege zu gehen[13]), aber nicht immer gelang es ihnen. Im Herzen der Katakomben finden wir eine Gruft, in der ein Sabaziospriester und mehrere Schüler von ihm ruhen: gewiß waren die christlichen Arbeiter auf ihrem Wege, ohne es zu wollen, darauf gestoßen; heut communicirt diese Gruft ganz frei mit den Gräbern der Märtyrer. Unberechenbar ist die Zahl der damals gegrabenen Krypten. Jedes Jahr werden neue entdeckt, und auch heidnische Hypogeen sind keine Seltenheit mehr. Wir kennen die Namen von mehr als vierzig christlichen Coemeterien. Bekannt sind ferner zwei jüdische Katakomben: eine, die älter ist als das Christenthum, in Trastevere, eine auf der Appischen Straße. Hoffentlich werden noch andere gefunden, die uns über Verfassung und Leitung der Synagogen in Rom die längst so wünschenswerthen Aufschlüsse geben. Vielleicht glückt auch die Entdeckung der Katakomben der dissidentischen Sekten des Christenthums; wir wissen, daß auch diese Sekten Katakomben besaßen und daß sie, um den-

selben einiges Ansehen zu verleihen, aus den katholischen Coemeterien die Leichen der verehrtesten Märtyrer entwendeten und sie in ihre eigenen Krypten brachten. Wie viel neues Licht werden diese Entdeckungen, wenn sie immer unter der Leitung so zuverlässiger und gründlich gelehrter Männer wie de Rossi stehen, auf die Religionsgeschichte jener Zeiten werfen

Unter allen diesen einander ähnlichen Beerdigungsstätten erkennt man die christlichen Coemeterien an zwei Eigenthümlichkeiten. Zunächst sind sie bei weitem umfangreicher als die andern. Nirgends sonst hat man ein so ausgedehntes System von Gängen, eine so massenhafte Anhäufung von Gräbern gefunden; kein Cultus, kein Volk scheint so sehr das Bedürfniß empfunden zu haben, im Tode sich zu sammeln und einander nahe zu bleiben, wie die Christen. Sodann sind die Nischen, in denen die Leichen liegen, in den jüdischen Krypten offen, in den christlichen Katakomben dagegen geschlossen. Die Gewohnheit der Christen, die Gräber der Märtyrer unablässig zu besuchen und dort zu beten, erklärt diesen Unterschied. Bei den Juden, bei denen sich die Gruft nur dann öffnete, wenn eine neue Leiche zu bestatten war, bedurfte es keiner Vorsichtsmaßregeln znm Schutze des Leichnams gegen die indiscrete Neugier der Besucher; ein vor den Eingang gewälzter tüchtiger Stein genügte. Nicht so bei den Christen. Ihre „Ruhestätten" standen den Gläubigen offen; so mußten natürlich die Gräber wohl verwahrt werden. Im Uebrigen gleichen ihre Katakomben durchaus denen der Juden und der anderen Völker des Orients; auf den ersten Blick sieht man, daß sie von ihnen diese Art der Todtenbestattung übernahmen.

Man darf nun aber nicht glauben, daß es in der werdenden Kirche schon feste Regeln und Bräuche für die Beerdigung gab. Das einzige Gesetz, das Alle anerkannten, war, daß man für sich und die Seinen niemals heidnische Gräber benutzte und zu den Coemeterien, wo die Christen ruhten, keine Heiden zuließ.

„Lasset die Todten ihre Todten begraben", so sprach herbe S. Hilarius, und wir wissen, daß zur Zeit des Cyprianus die Uebertretung dieser Vorschrift zur Absetzung eines Bischofs führte. Sonst waren die Gläubigen frei, und sie machten Gebrauch von ihrer Freiheit. So finden wir, daß sie sich manchmal isolirte Einzelgräber anlegen. Man entdeckte die Grabschrift zweier Gatten, welche ohne weitere Entschuldigung erklären, sie hätten sich in ihrem Garten eine Ruhestätte erbauen lassen (in hortulis nostris secessimus). Auf einem andern Grabstein lesen wir recht egoistische Worte, ein seltsames Gemisch aus heidnischen Bräuchen und christlichen Wendungen: der Besitzer des Grabes ruft das göttliche Strafgericht herab auf Jeden, der sich unterfangen sollte, einen andern Todten in die von ihm bewohnte Ruhestatt und in die umgebenden Grundstücke zu legen; er will sie alle für sich allein. In der Regel jedoch dachten die Christen anders. Sie empfanden, wie gesagt, das Bedürfniß, beisammen zu ruhen. Sie wollten im Tode vereinigt sein, wie sie es im Leben zu sein versuchten. Schon ganz zu Anfang sammelten sie sich instinctiv um die Bischöfe und Märtyrer, und bald bildeten sich in der gesammten Christenheit jene großen Gräberanlagen, die man Ruhe- oder Schlafstätten (accubitoria, κοιμητήρια) nannte. Nur lagen diese Friedhöfe, je nach den verschiedenen Ländern, frei zu Tage oder unter der Erde versteckt. In Rom gab man unterirdischen Anlagen den Vorzug. War dies der Fall, weil man hier mehr unter den Augen der Machthaber lebte und deren Ueberwachung fürchtete? Wahrscheinlicher geschah es, um den Ueberlieferungen der jungen Kirche, die bei ihrem Hervorgehen aus der jüdischen Gemeinschaft diesen ihren Brauch beibehalten hatte, treu zu bleiben. Vor Allem wollte man auch das Grab Christi nachahmen, dessen Leben und Tod das Vorbild der Christen war. Die Gruft Joseph's von Arimathia, „in welche Niemand je gelegt war und die er hatte lassen in einen Fels hauen", mit

ihrer horizontalen Nische[14]) und einem kleinen gewölbten Bogen als einzigem Schmuck darüber, hat zweifellos den ersten christlichen Gräbern als Modell gedient.

So sind wir also sicher, daß die Katakomben das Werk der Christen, daß sie von ihnen und für sie angelegt sind. Ehe wir anfangen, sie zu studiren, mußten wir uns hierüber Gewißheit verschaffen. Nachdem jetzt dieser Ausgangspunkt feststeht, können wir in die düsteren Räume eindringen und uns darin umsehen. Wir thun dies an der Hand de Rossi's, des besten Führers, den wir wählen können, sofern es uns auf wissenschaftliche Erkenntniß ankommt. Manches Mal bin ich durch diese, wie durch ähnliche dunkle Bereiche in Italien und Sicilien, in Aegypten, in Palästina und Syrien, gegangen, hinab zu den Geistern der Tiefe, und so kann ich wohl von wissenschaftlichen Beobachtungen, die wir den auf diesem Gebiete wenig zahlreichen Fachmännern verdanken, und von Eindrücken, die ich selbst erlebte, berichten.

2.

Ein Besuch in den Katakomben, besonders wenn er mehrere Stunden dauert, dürfte den nicht durch einiges Studium darauf Vorbereiteten leicht mehr Ueberraschung als Vergnügen verursachen. Vielleicht wird er die mit der Geschichte der ersten Jahre des Christenthums schlecht Vertrauten gleichgültig lassen; jedenfalls würde er sein Interesse großentheils einbüßen, wenn man uns nicht auf Schritt und Tritt Winke gäbe und uns auf gewisse Einzelheiten hinwiese, die von selbst die Aufmerksamkeit kaum auf sich ziehen und doch von der höchsten Bedeutung sind. Zuerst gleicht alles einander, nichts fällt besonders auf. Wir durchschreiten unterirdische Gänge, so schmal, daß kaum zwei Personen nebeneinander Platz haben; in die Mauern zu beiden Seiten sind, ganz ähnlich übereinander gestellten großen Schub-

kästen, parallele Nischen gegraben, die als Gräber dienten. War die Leiche hineingelegt, so wurde die Oeffnung vorn mit einer Marmorplatte oder mit Backsteinen geschlossen und der Name des Todten darauf geschrieben. Fast alle diese Backsteinverschlüsse sind gefallen, die Nischen liegen heut offen: deutlich erblicken wir darin das Häuflein Staub, das ein aufgelöster Leichnam nach fünfzehn Jahrhunderten zurückläßt. Von Zeit zu Zeit stoßen wir auf geräumigere Kammern; sie gehören Todten von Rang an und sind besser ausgestattet. In der Regel enthalten sie fast erloschene Malereien, deren einzelne Darstellungen wir bei dem zweifelhaften Lichte der cerini mit Mühe erkennen; auch scheinen sie bei flüchtigem Hinschauen einander sehr ähnlich. Die Gänge schneiden sich rechtwinkelig; sie wirren sich ineinander und bilden ein Labyrinth von Galerien und Straßen, worin sich zurechtzufinden unmöglich ist. Haben wir ein Stockwerk bis zu Ende durchschritten, so führen uns Treppen in ein anderes tiefer gelegenes, wo wir wieder dasselbe Schauspiel finden, das wir oben hatten, nur mit dem Unterschiede, daß die Dunkelheit sich zu verdoppeln scheint, das Athmen schwerer wird und das Herz sich mehr und mehr zusammenschnürt, je tiefer wir in den Schooß der Erde eindringen und je weiter wir uns von Luft und Licht entfernen. Wir gedenken der Erzählung des heiligen Hieronymus: „Als ich ein junger Mann war und in Rom studirte, da pflegte ich mit meinen Alters- und Studiengenossen an den Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer zu besuchen und oft gingen wir hinein in die Gewölbe, die, in die Tiefe der Erde gegraben, zu beiden Seiten der Wandelnden an den Wänden die Körper der Begrabenen zeigen, und alles darin ist so dunkel, daß fast erfüllt wird das Prophetenwort[15]) „und müssen sie lebendig in die Hölle fahren", und nur selten ein von oben herab einfallender Schimmer die düstere Finsterniß unterbricht; so daß mehr wie durch einen Spalt als durch ein Fenster das Licht einzufallen scheint, und du wieder vorsichtig weiter schreitest und

von finsterer Nacht umfangen es dich gemahnt an das vergilische Wort:

„Grausen erschreckt dich durchaus und vor allem das grausige Schweigen".

Diese Schilderung, wie sie vor anderthalb Jahrtausenden der fromme Kirchenvater von den Katakomben Roms gab, gilt heute noch, und wer je in diesen wunderbaren und wunderlichen Räumen verweilt hat, erinnert sich jenes Wandelns in den schmalen Gängen mit den endlosen Reihen der Grabbetten auf beiden Seiten, jener Finsterniß, die der Lichtschimmer nur noch dunkler und unheimlicher macht, des Hinabfahrens zur Unterwelt bei lebendigem Leibe[16]).

Ist der erste Eindruck vorüber, so fangen wir an, zu überlegen und nachzudenken. Wir schreiten immer weiter und weiter, und unmöglich ist's, daß nicht schon die ungeheure Größe dieser Nekropolen uns gewaltig imponirt. Diese aufgethürmten Geschosse, diese Gänge, zu denen unaufhörlich neue Gänge kommen, diese Gräber, die längs der Wände immer dichter werden, sie sind ein ergreifendes Bild der Schnelligkeit, mit der das Christenthum in Rom sich ausgebreitet hat. Die Ersten, die ihre Todten in den Katakomben beerdigten, waren offenbar auf so rasche Fortschritte nicht gefaßt. Sie begnügten sich, dicht unter dem Erdboden einige Galerien zu graben, und füllten sie mit geräumigen, gegen die Wand gelehnten Sarkophagen. Als dann aber die Zahl der Gläubigen immer zunahm, ward bald auch die Masse der Todten viel zu groß, als daß man es sich weiter so bequem hätte machen können. Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Kirchenväter, wo sie uns die wunderbare Entwickelung des Christenthums beschreiben, wo sie es uns schildern wie es seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts „die Städte, die Inseln, die festen Plätze, die Felder, die Geschlechter, die Paläste, den Senat, das Forum erfüllt und den Heiden nur ihre Tempel übrig läßt," nicht stark übertreiben. Wir müssen gestehen: das Anwachsen der Coemeterien in's

Endlose, die Nothwendigkeit, neben den alten Galerien und unter ihnen unaufhörlich neue anzulegen und die einzelnen Gräber immer enger aneinander zu rücken, scheint ihnen doch wohl Recht zu geben.

Diese ungeheuere Ausdehnung der Katakomben legt uns bald eine andere nicht unwichtige Erwägung nahe. Die heidnischen Begräbnißstätten, mit denen wir sie natürlich vergleichen müssen, waren weit weniger umfangreich; meistens war in ihnen nur eine einzige Familie beigesetzt. Die größten sind noch diejenigen, welche die Freigelassenen eines und desselben Herrn, die Mitglieder des nämlichen Collegiums oder die Armen bergen, die sich zum wohlfeileren Bau eines gemeinsamen Grabes verbunden hatten. Diejenigen, die in den christlichen Katakomben gemeinsam ruhen wollten, hat ein anderer Grund zusammengeführt. Ihr Vaterland, ihre Herkunft, ihr Vermögen war oft sehr verschieden, sie gehörten zu allen möglichen Familien, sie übten nicht denselben Beruf aus; manche sind sich vielleicht nie im Leben begegnet. Die Religion war das einzige Band, das sie zusammenhielt, aber so stark ist dieses Band geworden, daß es alle übrigen ersetzt hat. Wohl machte, wie wir sahen, die Kirche den Gläubigen Gemeinsamkeit der Bestattung nicht zur Pflicht und es gab unter den ersten Christen auch Leute, die sich auf ihren Grundstücken besondere Gräber erbauten und dieselben nur mit ihren Nächsten theilten[17]); aber sicher waren dies nur seltene Ausnahmen: fast Alle wollten mit ihren Brüdern begraben sein. Es war dies, wenn wir es recht erwägen, eine bedeutungsvolle Neuerung und das Merkmal für eine ganz neue Art der Auffassung der Religion. Fast bei allen alten Völkern schied sich diese nicht von der Familie und vom Vaterlande; das Christenthum trennte zuerst was für das ganze Alterthum Eins gewesen war: von nun an wurden keine heimischen oder nationalen Götter mehr verehrt, die Religion bestand durch sich selbst, außerhalb der Familie und des Staates, und über ihnen.

Von den in den Katakomben Beerdigten besaßen sicherlich viele anderswo ihre Familiengräber; andere konnten unter ihren Standesgenossen begraben werden, mit denen sie im Leben verkehrt hatten: aber nein, sie haben alle in einem der großen christlichen Coemeterien ruhen wollen. Freiwillig haben sie auf die Nachbarschaft der Verwandten und Freunde, die bis dahin für eine der größten Tröstungen des Todes gegolten hatte, verzichtet. Neben Unbekannten, die oft aus den fernsten Ländern kamen und mit denen nichts als ihr Glaube sie verband, haben sie Platz genommen, in Reih' und Glied. Sklaven, Freigelassene und Freie, Griechen, Römer und Barbaren haben all dieser Verschiedenheiten ihrer Glücksumstände und ihrer Geburt vergessen und nur an ihre gemeinsame Religion gedacht. Nichts widersprach mehr der Gesellschaftsverfassung des Alterthums als diese Trennung, die sich damals zwischen der Familie oder dem Staate und der Religion vollzog; sie ist das Werk des Christenthums, und hier in den Katakomben offenbart sie sich uns auf's Lebendigste.

Diese Betrachtungen drängen sich dem Besucher zunächst auf, auch wenn er die langen Gänge nur ganz flüchtig durchschreitet. Nehmen wir uns aber zu näherer Prüfung Zeit, so steigert sich unser Interesse und unsere Wißbegierde. Wir sagen uns, daß die Katakomben das älteste Denkmal des Christenthums in Rom sind. Die übrigen Denkmäler stammen erst aus dem vierten Jahrhundert, d. h. aus einer Zeit, da die Dogmen bereits feststehen, da die neue Religion eine Kunst und eine Sprache zur Darstellung und zum Ausdruck ihrer Glaubenslehren gefunden hat. Keines dieser Denkmäler erinnert an die Epoche des Tastens und Ringens, keines hat ein Andenken bewahrt an die Heroenzeit der Kirche. Sie sind überdies allzu oft restaurirt und erneuert worden und haben ein allzu modernes Aussehen angenommen. Wie viel wirklich Antikes ist denn in den Basiliken Constantin's noch übrig? Wie schwer fällt es,

uns heutzutage von dem ursprünglichen baulichen Zustand von S. Lorenzo, S. Prassede oder S. Agnese ein Bild zu machen! Die Katakomben sind besser erhalten. Sie haben das Glück gehabt, daß sie bis auf die Zeit Bosio's fast verschollen, vergessen und verloren blieben. Wenn es seitdem auch manchmal vorgekommen ist, daß habsüchtige „Liebhaber" oder ungeschickte und übelberathene „Forscher" sie verwüsteten, so sind sie doch wenigstens von solchen entstellenden Veränderungen, wie sie sonst unter dem Titel „Restaurirungen" im Schwange sind, verschont geblieben. Sie sind also der ehrwürdigste Ueberrest, der ächteste Zeuge der ersten christlichen Jahrhunderte; kein Monument giebt es in Rom, das uns diese so wenig bekannten und doch so merkwürdigen Zeiten, die Kindheit des Christenthums, besser vergegenwärtigt.

Mit einem Schlage wird uns nun Alles merkwürdig, die geringsten Einzelheiten gewinnen Bedeutung. Die Ziegelsteine, die sich von den Gräbern abgelöst haben und auf die unser Fuß tritt, — wir heben sie sorgfältig auf; sie tragen oft einen Fabrikstempel und können zur Bestimmung des Alters der Galerien dienen. An den düsteren Wänden, an denen wir entlangschreiten, zeigt man uns dann und wann eine kleine Nische oder eine vorspringende Console: dort stand das Thonlämpchen, das den alten Besuchern leuchtete. Wie oft sah es Freunde oder Verwandte, die an einem geliebten Grabe zu beten oder zu weinen kamen, vorüberwandeln! Wir stehen einen Augenblick still in jenen geräumigeren Kammern mit einem altarförmig angelegten Grabe im Hintergrunde. Sie dienten, so sagt uns de Rossi, zu Familienandachten. Bei der Wiederkehr des Todestages versammelten sich hier die Angehörigen, Gottes Barmherzigkeit für die Verstorbenen anzuflehen, „zusammen die heiligen Bücher zu lesen und Hymnen zu singen zum Preise der in Gott ruhenden Todten." Die Wirkung, welche diese Ceremonien auf fromme Seelen hervorbringen mußten, können wir uns leicht vorstellen.

Inmitten dieses feierlichen Schweigens, zwischen diesen mit Leichnamen besetzten Mauern, schienen die Besucher ganz und gar in der Gemeinschaft derer zu leben, die sie verloren hatten. Ihre Rührung und Ergriffenheit ließ sie jene Solidarität der Todten und Lebendigen, an welche schon das Heidenthum geglaubt hatte und aus der die Kirche ein Dogma machte, noch klarer erkennen. So ganz erfüllt fühlten sie sich von dem Segen und der Seligkeit frommen Gedenkens, daß es ihnen nicht schwer wurde zu glauben, der Tod könne die Bande, die den Menschen an den Menschen knüpfen, nicht zerreißen und auch im Jenseits leisten sie noch einander Dienste: den Verstorbenen kommen die Gebete der Kirche zu gute; erfreuen sie sich aber der himmlischen Seligkeit, so stehen sie den noch Lebenden durch ihre Fürsprache bei.[18]) Dieser Anschauung geben die frommen Ausrufungen Ausdruck, welche die Besucher der ersten Jahrhunderte im Vorüberschreiten mit der Messerspitze in die Mauer eingeritzt haben und die de Rossi nicht ohne Mühe copirt und entziffert hat.

Die gesammte Geschichte der Anfänge des Christenthums steckt in den Katakomben; wir können, indem wir sie durchschreiten, alle Wechselfälle seines bewegten Daseins verfolgen. Diese frei auf die großen Landstraßen ausmündenden Galerien, diese Oeffnungen, die die Bestimmung hatten, den Grüften ein wenig Licht und Luft zuzuführen, rühren aus einer Zeit her, da die Christen ruhig lebten und auf die Toleranz der Staatsgewalt vertrauten. Diese dunklen Eingänge, diese gewundenen Gassen erinnern dagegen an die Zeiten der Verfolgung. Damals wurden diese kleinen Kapellen erbaut, in denen die Gläubigen sich versammelten, als sie ihren Gottesdienst nicht mehr am Lichte des Tages begehen konnten. Gewöhnlich bestehen sie aus zwei kleinen Kammern, zwischen denen der Katakombengang selbst hindurchführt; so sind sie von einander getrennt und doch zugleich einander nahe genug, um von beiden aus den heiligen Ceremonien folgen zu können. Sie waren für Männer

und Frauen bestimmt; in der ältesten Kirche treten die Geschlechter stets gesondert auf. Im Hintergrunde der einen Kammer finden wir den steinernen Sitz, wo der Priester Platz nahm, um das Meßopfer darzubringen oder um zu der Versammlung zu reden. Von dieser Stelle aus müssen oft Worte der Aufmunterung gesprochen worden sein, wie wir sie in den Werken der Kirchenväter finden, Worte, welche die Anwesenden entflammten und ihnen Muth gaben, dem Tode zu trotzen um ihres Glaubens willen. Hier wurden die Briefe verlesen, welche die einzelnen Kirchen an einander richteten, um sich ihre Befürchtungen und ihre Hoffnungen mitzutheilen und sich zum Ausharren zu ermahnen. Hier war es auch, wo nach den großen Hinrichtungen, durch welche die Zahl der Märtyrer massenhaft anwuchs, die Gläubigen Trost suchten, sich Muth einsprachen, das Gedächtniß der Todten feierten, sie und sich selbst verherrlichten und selig priesen um des Beispiels willen, das sie der Gemeinde der Gläubigen gegeben hatten: „Glückselig unsere Kirche! der Herr beschirmet und ehret sie. Bisher erstrahlte sie in unbefleckter Weiße dank den guten Werken unserer Brüder; nun schenkt er ihr den Ruhm, daß das Blut der Märtyrer sie roth färbt: weder der Lilien noch der Rosen ermangelt ihre Krone!" [19]) Die Zeit der Verfolgungen spiegelt sich, scheint es, in den christlichen Coemeterien lebendiger ab als alle übrigen Momente der Kirchengeschichte; überall weist uns de Rossi Spuren von ihr nach. Er zeigt uns, wie damals, um die Gräber der Märtyrer vor Profanation zu schützen, die alten Treppen zerstört, die großen Galerien zugeschüttet wurden. Neue Wege wurden hastig gegraben, die zu jenen verlassenen Sandgruben führten, von denen oben die Rede war: so konnte man dort ein- und ausgehen, ohne Verdacht zu erregen; sogar diese geheimen Communicationen versuchte man für Fremde und Eindringlinge unzugänglich zu machen. Im Coemeterium des Callistus stieß de Rossi auf eine Treppe, deren Stufen plötzlich

abbrechen. Von hier konnte man in die inneren Galerien nur mittelst einer Treppe gelangen, die ein Verbündeter auf ein verabredetes Zeichen ansetzte und dann, wenn alle Gläubigen eingetreten waren, wegnahm. Aber auch diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln vermochten nicht immer die Christen zu retten. Wir wissen, daß es unter ihnen Spione und Verräther gab, welche die Polizei benachrichtigten. „Ihr kennt", so sprach Tertullian zu den Behörden, „die Tage unserer Zusammenkünfte, euer wachsames Auge dringt bis in unsere geheimsten Versammlungen; so kommt ihr denn oft und überrascht und überwältigt uns".[20]) Mehr als einmal drangen die Soldaten des Kaisers in die Katakomben, mitten in den Gottesdienst hinein, und hieben alle, die sie ergreifen konnten, erbarmungslos nieder. Inschriften, von denen einige Bruchstücke auf uns gekommen sind, erhielten das Andenken dieser blutigen Executionen. Vielleicht findet man einmal jenen Raum wieder, wo man Unglückliche einmauerte und Hungers sterben ließ, die überrascht wurden, als sie auf dem Grabe eines Märtyrers ihren Gottesdienst begingen. Papst Damasus, als er die christlichen Coemeterien restaurirte, hatte gewollt, daß der Ort, der Zeuge dieses schrecklichen Auftritts gewesen war, respectirt würde; er ließ deshalb in der Mauer nur ein breites Fenster anbringen, durch welches die Gläubigen die Leichname auf dem Boden hingestreckt sehen konnten, wie sie der Tod getroffen hatte.

Neben diesen Erinnerungen an Aechtung, Tod und Trauer bergen die Katakomben auch manches Andenken an die Tage des Triumphs. Ueberall sehen wir die Reste der großen Arbeiten, die hier zu ihrer Sicherung oder Verschönerung ausgeführt wurden, als die Kirche Frieden hatte. Nach Constantin hatte man allmählich aufgehört, die Todten hier beizusetzen; die Katakomben waren nur noch ein mit der größten Ehrfurcht gehegtes und gepflegtes Denkmal der Vergangenheit. Aus allen Ländern der Christenheit kamen Pilger zu ihrem Besuche her-

bei: alle wünschten die Ruhestätte der berühmten Märtyrer zu sehen, alle wollten von hier irgend ein frommes Andenken an ihre Reise mit nach Haus nehmen. Ja es begab sich, daß einmal eine Königin eigens einen Priester hierher sandte, nur um etwas Oel von den Lampen, die am Grabe der Heiligen brannten, zu sammeln und heimzutragen. Die Einfälle der Barbaren machten diesem Cultus ein Ende. Alarich, Vitiges, Ataulf verwüsteten nach einander die römische Campagna. Um die heiligen Reliquien vor Beraubung zu schützen, entschloß man sich, sie aus ihren Gräbern fortzunehmen und nach Rom zu schaffen, wo sie dann unter die verschiedenen Kirchen vertheilt wurden. Seitdem gab es keinen Grund mehr zum Besuch der Katakomben und bis zum sechzehnten Jahrhundert blieb ihre Spur, ja die Erinnerung an sie fast gänzlich verloren.

3.

Wir konnten zuerst befürchten, daß wir aus der Betrachtung dieser Tausende von Gräbern, die einander so ähnlich sind und ein ganzes Volk unbekannter Todten bergen, nicht viel Nutzen für die Geschichte ziehen würden. Aber diese Denkmäler sind nicht so stumm, wie sie scheinen: fast auf allen finden wir Grabschriften, einige sind mit Basreliefs oder mit Fresken geschmückt. Diese Inschriften, diese Malereien sind ihre Stimme: so verstümmelt, so unvollständig sie auch sind, sie lehren uns doch manches vom Leben, von der Denkungsart der Schläfer in den Katakomben.

Die ältesten *Inschriften* sind griechisch: noch zu Anfang des dritten Jahrhunderts war dies die officielle Sprache der Kirche; Latein kam erst später. Unter den von de Rossi im Coemeterium des Callistus gefundenen Epitaphien der Päpste ist das des heiligen Cornelius, gestorben 252, das einzige lateinische. Es

scheint, daß man dem Griechischen nur allmählich und ungern entsagte. An einigen merkwürdigen Inschriften können wir den Uebergang aus der einen Sprache in die andere beobachten; sie zeigen uns, mit wie viel Bedenken man sich von der Sprache losmachte, deren sich die Kirche fast seit ihrem Ursprung bedient hatte. In mehreren sind die lateinischen Worte mit griechischen Buchstaben geschrieben und manchmal vermischen sich die beiden Sprachen ganz sonderbar (Julia Claudiane in pace et irene). Nur in den jüngsten Galerien herrscht Latein fast ausschließlich.

Den ältesten unter diesen Grabschriften ist große Kürze und Einfachheit eigenthümlich. Die christliche Epigraphie der ersten Zeiten fand so wenig an der Geschwätzigkeit der griechischen Inschriften als an der majestätischen Feierlichkeit der römischen Geschmack. Sie begnügt sich, von den Namen des Todten (bekanntlich galt es in der Kaiserzeit für vornehm, viele Namen zu führen) einen hinzuschreiben, und fügt ein paar fromme Ausrufungen hinzu, die alle fast dasselbe besaßen: „Friede sei mit dir!" — „Schlaf' in Christo!" — „Deine Seele ruhe im Herrn!" — Selten wird verzeichnet, wie lange der Todte gelebt hat und wann er gestorben ist: was sollen all diese irdischen Erinnerungen dem, der von der Ewigkeit Besitz ergriffen hat? Während die Heiden eifrig bedacht waren, von den Würden, die der Verstorbene bekleidet hatte, von seiner Stellung im Leben auch auf dem Grabe Kunde zu geben, ist davon bei den Christen nie die Rede. „Bei uns", sagte Lactantius, „ist kein Unterschied zwischen dem Armen und dem Reichen, zwischen dem Sklaven und dem Freien. ‚Brüder' nennen wir uns, denn wir glauben, daß wir alle einander gleich sind." [21]) Weil nun die Gleichheit trotz alledem im Leben immer leidet, so wollten die Brüder sie wenigstens im Tode unverkürzt wiederfinden. Für uns hat ihre heroische Demuth viel Mißliches; das Stillschweigen, zu dem sie sich verurtheilen, beraubt uns einer Menge wissenswerther Nachrichten. Doch auch aus dem, was sie uns

sagen, lernen wir noch viel. Ihre Grabschriften zeigen uns, daß gewisse manchmal für neu gehaltene Ansichten seit Ende des dritten Jahrhunderts in der christlichen Gesellschaft Geltung hatten. So glaubte man z. B. schon damals an die Wirksamkeit der Gebete der Lebenden für die Todten. Die angeführten frommen Ausrufungen sind mehr als Wünsche, sie enthalten an Gott gerichtete Bitten, deren Erhörung vorausgesetzt wird. Man glaubte an die Fürsprache der Heiligen zu Gunsten derer, die zu ihnen beten. Die Bekenner, die das Grab eines Heiligen mit so großer Inbrunst besuchten, meinten wohl, daß er für ihr Seelenheil Theilnahme hegte und ihnen helfen würde, es zu erlangen. In einer der Inschriften, die de Rossi gesammelt hat, wird ein verstorbenes junges Mädchen, das für eine Heilige gilt, angeredet. Da heißt es: „Bitte Gott für Phoebe und für ihren Gatten.“ [22])

Später ging dann diese ursprüngliche Einfachheit der christlichen Inschriften verloren. Zuerst brach die Trauer der Hinterbliebenen durch; unmöglich war das Gesetz immer stark genug, sie in Schranken zu halten. Alsdann erlaubte man sich ein Lob des Todten, eine schüchterne Huldigung: ein junges Mädchen hieß „eine unschuldige Seele“ oder „eine Taube ohne Falsch“; einen Mann nannte man „sehr heilig“ oder gar „unvergleichlich.“ Man verzeichnete genau die Zahl der Lebensjahre und das Datum der Bestattung oder, wie man sich ausdrückte, der „Niedersetzung“ (depositio). Diese Angaben fanden sich schließlich in gleicher Weise auf allen Gräbern wieder; es stellte sich nun der Styl der christlichen Inschriften fest oder, was dasselbe sagen will, Formel und Convention schlichen sich da ein, wo man immer nur die Regung des Herzens antreffen müßte. Dieser „Fortschritt“ ist begreiflicherweise nicht nach Jedermanns Geschmack. Vor diesen regelmäßigen Inschriften des vierten Jahrhunderts unterdrücken wir nur mit Mühe ein leises Bedauern, wenn wir der Zeit gedenken, da Schmerz und Glaube

noch nicht so disciplinirt waren, da jeder seiner Betrübniß und seinen Hoffnungen so Ausdruck gab, wie er sie empfand, noch nichts nach der Mode fragte und noch nicht nach Vorschrift weinte wie alle Welt.

Noch wichtiger als die Inschriften sind die Malereien; sie gewähren uns einen Einblick in die Anfänge der christlichen Kunst. Da diese Kunst aus dem Cultus der Todten hervorgegangen ist, hat sie in den Katakomben ihre ersten Versuche machen müssen. Auf alle mögliche Weise wollten die Christen die Ruhestätte der Abgeschiedenen ehren, zumal wenn sie als Opfer der Verfolgung gestorben waren. Wohl mußten ihnen Sculptur und Malerei durch den Gebrauch, den die Heiden alltäglich davon machten, profanirt scheinen, aber dennoch zögerten sie nicht, sich derselben in ihren Coemeterien zu bedienen. Vielleicht glaubten sie, diese Künste dadurch, daß sie sie zur Verschönerung der letzten Wohnung ihrer Brüder verwendeten, zu reinigen und zu weihen.

Die ersten Künstler, die man berief, die christlichen Gräber mit Fresken oder Basreliefs zu schmücken, sind wahrscheinlich in nicht geringer Verlegenheit gewesen. Was für Gegenstände sollten sie darstellen? Für eine neu auftretende Kunst war das eine schwierige Frage. Die Sekte der Christen war geächtet, ihre Lehre mußte geheim bleiben; so ist es natürlich, daß sie zuerst gewisse verabredete Erkennungszeichen hatten, deren wahre Bedeutung sie allein verstanden. Verfuhr man doch in den Geheimdiensten der Heiden ganz ebenso: wir wissen, daß unter die Eingeweihten Gegenstände zum Aufheben vertheilt wurden, zur Erinnerung an die Vorgänge bei den Einweihungsceremonien.[23]) So auch bei den Christen. Clemens von Alexandria berichtet, daß sie auf ihre Ringe das Bild der Taube, des Fisches, des Schiffleins mit geschwellten Segeln, der Leier, des Ankers u. s. w.[24]) gravirten: Symbole der Erinnerung an die geheimsten Wahrheiten ihrer Religion. Fast alle diese Bilder finden wir

auch in den Katakomben wieder, aber sie treten hier nicht allein auf. So dunkle, so unbestimmte Zeichen konnten den Gläubigen nicht genügen; die von ihnen herangezogenen Bildhauer und Maler, meist Ueberläufer aus dem heidnischen Lager, mußten auf eine directere, klarere, auf eine wirklich künstlerische Darstellung ihrer neuen Religionsansichten bedacht sein. Nach dieser Richtung aber war Alles erst neu zu schaffen. Bei den Juden trafen sie hier keinerlei Vorbild; so mußten sie wohl nothgedrungen sich anderswo umsehen und die Kunst nehmen wo sie sie fanden: in den heidnischen Schulen. So lange es sich bloß um jene einfachen Ornamente handelte, die keine wirkliche Bedeutung hatten und die man überall sah, thaten sie dies unbedenklich. Selbst Tertullian, der strenge Lehrer, erlaubte es ihnen.[25]) Um die Wände und Decken ihrer Grabkammern zu schmücken, copirten sie die in den Häusern der Heiden üblichen anmuthigen Decorationen. Derartige Plafonds sind in den Katakomben ziemlich häufig; die in dem Coemeterium des Callistus gehören zu den zierlichsten, die wir aus dem Alterthum haben.[26]) Wir sehen da, wie in Pompeji, reizende Arabesken, Vögel und Blumen, ja sogar die geflügelten, frei dahinschwebenden Genien fehlen nicht. Ist es nicht seltsam, daß diese Wunder von Grazie und feinem Geschmack, darin die ganze lachende Kunst Griechenlands athmet, sich mitten in den dunklen Gängen eines unterirdischen Friedhofes wiederfinden? Man muß wohl annehmen, daß die Details und Embleme dieser Decorationsmalerei durch verschwenderischen Gebrauch längst alle geistige Bedeutung verloren hatten; nur noch eine Augenweide waren sie und Niemand wurde durch ihre Reproduction über dem Grabe eines Gläubigen verletzt oder auch nur überrascht. Aber die christlichen Künstler wagten mehr. Schwer war es für sie, auf ein Mal einen originalen Ausdruck für ihre religiösen Anschauungen zu erfinden: so ahmten sie denn, wenn sie der neuen Religion allegorisch beikommen konnten, einige der reinsten

Typen classischer Kunst nach. Diese Nachahmung zeigt sich schon in der Figur des guten Hirten; dieselbe scheint, wenigstens der ersten Idee und der allgemeinen Composition nach, entschieden durch antike Malereien angeregt.[27]) Noch handgreiflicher ist sie in den schönen Fresken, wo der Heiland als Orpheus dargestellt ist: der thrazische Sänger, der mit dem Klange seiner Leier Thiere und Felsen herbeilockt, konnte als ein Bild des neuen Propheten erscheinen, dessen Wort die Barbarenstämme wie die untersten Klassen der civilisirten Völker eroberte. Dreimal kommt dieser Orpheus-Christus in den Katakomben vor. Die Bildhauer machen es wie die Maler, ja sie gehen noch weiter. Die Maler arbeiteten in den Katakomben selbst, fern von Neugierigen und Ungläubigen; in dieser schweigenden Todtenstadt, wo alles den Künstler zur glühenden Hingabe an seinen Glauben einlud, wurden ihre Fresken erdacht und ausgeführt. Die Sarkophage dagegen wurden in den Werkstätten gefertigt, wo jeder sie sehen konnte. Dies nöthigte zur Vorsicht, ja es ist wahrscheinlich, daß die Christen, wenn sie ein Grab aus Stein oder Marmor brauchten, es fertig beim Verkäufer nahmen und dann dasjenige wählten, dessen bildliche Darstellungen für ihre Glaubensansichten am wenigsten anstößig erschienen. So finden wir im Callistus-Coemeterium Sarkophage mit der Darstellung des Abenteuers des Odysseus mit den Sirenen und der poetischen Erzählung von Eros und Psyche.[28])

Doch nicht lange sollte die christliche Kunst von Anleihen leben. Eine so junge, so kraft- und lebensvolle Lehre, die den ganzen Menschen ergriff, sein Gemüth, seine Seele umbildete, mußte schnell zu einer selbständigen, ihr eigenthümlichen Darstellungsweise gelangen. Man sieht, wie sie schon zu einer Zeit, als sie noch fremde Typen entlehnt, diese Typen in ihrer Weise gestaltet und sie sich anzueignen sucht. Der Orpheus des Callistus-Coemeteriums, statt Thiere und Bäume herbeizuziehen, wie es der Mythus erzählte und wie es in Pompeji gemal

ist, hat zu seinen Füßen nur noch zwei Schafe, die seinem Gesang zu lauschen scheinen: er geht schon in den guten Hirten über. Bald wagten es die Künstler, sich unmittelbar von ihrem Glauben inspiriren zu lassen und Geschichten aus den heiligen Büchern darzustellen: aus dem Alten Testament das Opfer Isaak's, den Durchzug durch's Rothe Meer, die Erzählungen von Jonas, Daniel, Susanne, den drei Kindern im feurigen Ofen; aus dem Neuen Testament den Besuch der heiligen drei Könige beim Christuskinde, die Heilung des Gichtbrüchigen, die Auferstehung des Lazarus, die Vermehrung der Brode. Es ist bemerkt worden, daß sie sich jeder Erinnerung an die schmerzlichen Ereignisse der Passion enthalten. Fürchteten sie, durch die Darstellung des eines schimpflichen Todes sterbenden Christus den Schwachen Aergerniß, den Spöttern Stoff zum Hohngelächter zu geben oder die Ehrfurcht gegen ihren Gott zu verletzen? Thatsache ist, daß sie die Vorgänge vom Gericht vor Pilatus bis zur Auferstehung niemals dargestellt haben. Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie sich im Gegensatz hierzu die Künstler des Mittelalters gerade in der Behandlung dieser von ihren Vorgängern so sorgfältig gemiedenen Gegenstände besonders gefielen, wie sie in zahllosen Bildern Geißelung und Kreuzigung immer von neuem vorführten und wie diese packenden, die Herzen der Gläubigen auf's tiefste rührenden Darstellungen der Frömmigkeit der großen Menge einen wunderbaren Aufschwung gaben.

Von den Fragen, die sich uns bei Betrachtung des Schaffens der christlichen Maler und Bildhauer in den Katakomben aufdrängen, sind besonders zwei nicht leicht zu beantworten. Die Künstler haben nicht unterschiedslos alle Gegenstände behandelt, welche die heiligen Bücher ihnen boten; sie haben sich nur eine Anzahl von ihnen ausgesucht und sie unaufhörlich reproducirt. Weshalb gaben sie nun diesen den Vorzug vor den übrigen? Welchem Princip folgten sie bei ihrer Wahl? Häufig bringen

sie verschiedene Gegenstände in einen, wie es scheint, ganz willkürlichen Zusammenhang; sie stellen Scenen ohne rechte Folge und scheinbar ohne Beziehung unter sich in eine Reihe nebeneinander. Handelten sie so, ohne sich etwas dabei zu denken, oder müssen wir annehmen, daß sie zu jenen auffallenden Zusammenstellungen irgend einen für uns auffindbaren Beweggrund hatten? Gewöhnlich wird Alles mit dem „Symbolismus" erklärt, und es ist gewiß, daß der Symbolismus in den Anfängen der christlichen Kunst eine bedeutende Rolle gespielt haben muß. Bekannt ist ja, daß die Lehrer der Kirche, besonders im Orient, sehr oft die biblischen Erzählungen in bildlichem Sinne auffaßten und darin gern moralische Allegorieen oder anticipirte Darstellungen der unter dem neuen Gesetz bevorstehenden Ereignisse erblickten. Sie folgten hierin dem Beispiel Philo's, der sich große Mühe gab, dem Alten Testament einen philosophischen Sinn unterzulegen, und darin die ganze Lehre Plato's zu finden behauptete. Philo selbst machte es wie jene heidnischen Theologen, die zugleich Philosophen und Fromme sein und an der Verehrung der alten Religion festhalten wollten, ohne doch ihre Vernunft allzusehr zu demüthigen, und die deshalb in den Legenden der Mythologie Symbole oder Bilder sahen, die unter grober Hülle tiefe und nützliche Wahrheiten bargen. Diese ganze exegetische Arbeit erbte das Christenthum, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese Erbschaft für dasselbe manchmal recht drückend wurde. Was die Lektüre der Kirchenväter oft so lästig macht, ist ihr unaufhörliches Bemühen, in Allem einen bildlichen Sinn zu finden, die Mischung von spitzfindiger Deutelei und ächter Begeisterung, von rührender Einfachheit und grübelnder Pedanterei, von Natürlichkeit und Scholastik, von Jugedlichkeit und Greisenhaftigkeit, die uns jeden Augenblick daran erinnern, daß das Christenthum zwar eine neue, aber in einer gealterten Zeit geborene Religion war und daß es deshalb selbst in den

besten Schriften seiner größten Lehrer oft jung und alt zugleich erscheint.

Die gleichen Gegensätze finden wir auch in den Kunstwerken der ersten Christen. Es ist nur natürlich, daß ihre Künstler den Zeitgeschmack theilten und den Scenen, die sie in Gemälden oder Basreliefs darstellten, oft eine symbolische Bedeutung gaben. Manchmal, so scheint es, wollten sie uns über diese Bedeutung noch ausdrücklich belehren. So zeigt uns eine Freske in den Katakomben ein Schaf zwischen zwei Wölfen; darunter steht geschrieben: Suzanna, seniores. Hier ist also unter dem Bilde der Wölfe und des Schafs das Abenteuer der Susanna dargestellt. Noah, die Arme gegen die Taube ausstreckend, die den ersehnten Zweig ihm bringt, war das Bild des an's Ziel seiner Meeresfahrt gelangten Christen, der, aus den Gefahren der Welt gerettet, nunmehr des Himmels theilhaftig werden soll. Dies beweist der Umstand, daß manchmal auf den Sarkophagen der Verstorbene selbst, gleichviel welchen Alters oder Geschlechts, an die Stelle Noah's tritt, so daß wir dann zu unserer nicht geringen Ueberraschung statt des ehrwürdigen Patriarchen einen zarten Jüngling oder gar ein Weib die Arche verlassen sehen.

Es ist also sicher, daß viele von den Malereien oder Basreliefs der Katakomben Bilder oder Symbole enthalten müssen und daß z. B. in der Darstellung des vom Wallfisch ausgeworfenen Jonas, des geheilten Gichtbrüchigen, des auferweckten Lazarus, die Christen der ersten Zeiten Anspielungen erblickten, durch die sie in ihren Hoffnungen auf Unsterblichkeit bestärkt wurden. Was sie damals leicht verstanden, das können wir heut nur mit großer Mühe enträthseln. Doch haben mehrere scharfsinnige Männer uns einen Schlüssel zu diesen geheimnißvollen Allegorien zu geben versucht[29]). Im Coemeterium des Callistus entdeckte man dicht nebeneinander zwei sehr alte Kammern, die zusammen erbaut und im gleichen Geiste, viel-

leicht von denselben Künstlern decorirt worden sind. Es findet sich hier eine Reihe von Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente, von denen angenommen wird, daß sie durchaus symbolischen Charakters sind und in zusammenhängender und fast dogmatischer Darstellung die geheimste Lehre der Christen enthalten. De Rossi unternimmt es, den Sinn aller dieser Symbole zu entschleiern, indem er bald die beiden Zimmer mit einander vergleicht, bald sich auf die Zeugnisse der Kirchenväter beruft.[30]) Er weist nach, daß die heiligen Bücher hier nach der Weise des Origenes und seiner Schüler ausgelegt sind. Höchst merkwürdig ist es nun, im Einzelnen zu verfolgen, mit welch sonderbarer Freiheit Allegorie und Wirklichkeit sich vermischen. Die schnelle Aufeinanderfolge, ja die Vermengung des eigentlichen uud des bildlichen Sinnes zeigt, wie damals jeder an diese subtile Art der Auslegung gewöhnt und mit ihr vertraut war, wie leicht er dem Lehrer oder dem Künstler in seinen exegetischen Phantasieen folgte. Dieser Mann hier, der an den Felsen schlägt, ist bald Moses, bald der heilige Petrus[31]); das hervorsprudelnde Wasser ist nicht bloß jenes, das die Israeliten in der Wüste erquicken soll, es ist auch eine Quelle der Gnade und des Lebens: etwas weiter hin sehen wir aus ihr einen Priester schöpfen; er tauft damit einen Jüngling und bewirkt dadurch dessen „Wiedergeburt." Dies Wasser ist endlich auch das unermeßliche Meer der Welt, darin der heilige Seelenfischer seine Netze auswirft. Von einer Scene zur andern, ja oft in ein und derselben, folgen die Allegorieen einander, heben einander auf, verflechten sich mit einander und treten für einander ein. Hier bedeutet der Fisch den für die neue Religion gewonnenen Gläubigen; dort ist er Christus selbst, der sich auf dem dreifüßigen Tische, neben dem mystischen Brode, seinen Jüngern als Speise darbietet. Das Schiff, aus welchem Jonas in's Meer geworfen wird, trägt ein Kreuz am Maste: es ist zugleich die Kirche, die ein Zeitgenosse des Papstes Callistus mit einem von

den Wogen hin- und hergeworfenen, doch niemals untergehenden Fahrzeug vergleicht. Hat de Rossi mit seinen Erklärungen dieser Malereien Recht, so läßt sich daraus schließen, daß Rom jenen Arbeiten sinnreicher Auslegungskunst, deren Mittelpunkt die gelehrte Kirche von Alexandria wurde und die sich für uns in dem großen Namen des Origenes zusammenfassen, nicht so fremd geblieben ist, wie man gewöhnlich annimmt. Doch ist diese Bewegung in Rom schnell zum Stillstand gekommen. Der römische Geist konnte an den ausgeklügelten Allegorieen, an den gewagten Feinheiten, in denen der griechische Genius sich gefällt, wenig Geschmack finden. Statt sich in symbolischen Deutungen zu verlieren, bei denen phantastische Willkür stets eine große Rolle spielt, faßt er die Dinge lieber in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit auf. Ein Freund der Klarheit, der Ordnung, der Disciplin, sucht er stets den Willen Einzelner der allgemeinen Gesinnung zu unterwerfen. So haßt er denn auch durchaus nicht die Formel, die alle Ideen in eine gemeinsame Gußform wirft: verschafft sie ihm doch das Schauspiel, das er allen andern vorzieht, den Schein der Einheit. An dem Tage, da er in der Kirche Herr geworden, hat er ihren Charakter, ihre Geschicke verändert. Vielleicht hätte der Einfluß der Juden und der Griechen, wäre er stärker gewesen, aus der Kirche eine bloße Gemeinschaft — bisweilen auch eine Anarchie — von Seelen gemacht, die nach der Wahrheit forschten, leidenschaftlich mit einander stritten, um sie zu entdecken, und sie auf verschiedenen Wegen suchten; durch den römischen Geist, der sich ihrer bemächtigt hat, ward damals die Kirche vor Allem eine Regierung und ein Regiment.

Diesen Einfluß hat, wie alles Uebrige, so auch die Kunst verspürt: in dem Maße, wie der römische Geist in der Kirche den Sieg davonträgt, scheint sie neue Bahnen zu betreten. Wir beobachten, wie in den Kammern, die etwas jünger sind als die von uns besprochenen, die Fresken zwar noch schön sind,

aber ihren Charakter verändert haben. Die Allegorieen werden seltener, die noch vorkommenden sind nicht mehr mit der alten Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit behandelt. Es beginnt das Zeitalter der Geschichtsmalerei: wir sehen, wie sie in den Katakomben geboren wird. De Rossi hat hier ein sehr merkwürdiges Gemälde entdeckt, das ein fast gleichzeitiges Ereigniß darzustellen scheint. Auf einer Tribüne (suggestum) steht ernst und drohend, mit der Praetexta bekleidet, das Haupt mit einem Kranz geschmückt, ein Mann, der sich zornig gegen einen vor ihm stehenden Jüngling wendet. Hinter ihnen scheint sich ein anderer Mann, der gleichfalls einen Kranz auf dem Haupte trägt und die Hand unter das Kinn legt, unwillig zu entfernen. In diesem Bilde sieht de Rossi eine Scene aus den Verfolgungen; es ist nach ihm das Verhör eines Märtyrers. Der verhörende Beamte, vielleicht der Kaiser, ist mit seinen gewöhnlichen Attributen dargestellt. Der Christ hat durchaus die Haltung eines Mannes, der sein Glaubensbekenntniß ablegt: seine Züge athmen Sanftmuth und Entschlossenheit, seinen Augen hat der Künstler einen seltsamen Glanz gegeben. Er sieht Niemand an, er scheint auf das was man ihm sagt nicht zu hören; offenbar ist er mit anderen Gedanken beschäftigt. Der Mann, der sich entfernt, ist sicher ein heidnischer Priester, er hat den Gläubigen nicht zu bewegen vermocht, den Göttern zu opfern. Wahrscheinlich haben wir hier das älteste gemalte Bild eines Märtyrers, das wir besitzen. Eine Kunstgattung, die seit dem vierten und fünften Jahrhundert stark in Mode kommen sollte, tritt hier zum ersten Mal auf.[32])

Indem nun so die Katakomben uns mit den Anfängen der christlichen Kunst bekannt machen, geben sie uns zugleich auch bezüglich der Künstler, durch welche sie ihren Schmuck empfingen, einige Winke, die einzigen, die wir besitzen. Demüthige Künstler, die mit so großer Hingebung in der Stille und Dunkelheit gearbeitet haben, weit mehr für die Ehre ihrer Brüder als für

den Ruhm ihres Namens! Nichts ist von ihnen übrig als ihre Werke, aber aus der Arbeit schließen wir auf den Arbeiter. Bedarf es erst noch der Versicherung, daß es fromme Christen, echte Gläubige waren? Das mußten sie wohl sein, um sich so in diesen düsteren Stätten zu begraben und hier Bilder zu malen, die kein Sonnenstrahl je beleuchten sollte. Doch haben sie ihrer Frömmigkeit nicht gänzlich ihre Unabhängigkeit geopfert. Nicht so sehr wie man glaubt sind sie kirchlichen Einflüssen unterworfen gewesen, und unbegründet ist die Behauptung, daß ausschließlich die Kirche ihre Hand geführt habe. Ihre häufigen Verstöße gegen den Text der heiligen Bücher zeigen, daß persönliche Initiative mit ihren Irrthümern, Launen und Willkürlichkeiten bei ihren Arbeiten mitsprach.[33]) Die Aehnlichkeiten, die wir zwischen ihnen wahrnehmen, rühren weniger von einer bindenden Losung, die man den Künstlern gab, oder von einer zwingenden Directive, der sie unterworfen waren, als von einer gewissen Erfindungsarmuth her; die Verschiedenheiten, so schwach sie auch sind, beweisen doch, daß sie nicht nach einem einzigen, ihnen auferlegten Muster arbeiteten. Sie haben auch nicht vergessen, daß sie nicht blos Christen, sondern zugleich auch Künstler waren. Sie glaubten nicht, weil sie für eine neue Religion thätig waren, sich deshalb den ewigen Bedingungen der Kunst entziehen zu können. Ihre Frömmigkeit entfremdete sie noch nicht aller Vertiefung in ihren Beruf und allen rein künstlerischen Erwägungen: sie sahen keine Gottlosigkeit darin, wenn sie die Gesetze des Geschmacks beobachteten und Bilder schufen, an denen auch das Auge Freude haben konnte. So nehmen wir vielfach wahr, daß sie bei der Disposition ihrer Fresken und Basreliefs durchaus nicht immer die tiefen und geheimnißvollen Absichten hatten, die man ihnen unterlegt, daß sie, frei von allen mystischen Gesichtspunkten und Hintergedanken, sich einfach durch Gründe der Ordnung und Symmetrie leiten ließen, daß sie gewisse Gegenstände an gewissen Orten anbrachten, weil

so ein angenehmes Bild zu Stande kam, und daß die Scenen einander gegenüberstellten, die ihrer Bedeutung oder ihrer Zeit nach garnichts mit einander zu schaffen hatten, wohl aber durch sachliche Anordnung sich entsprachen und gute Pendants bildeten. Obgleich die antike Kunst sich so völlig in den Dienst des Heidenthums gestellt hatte, studirten die christlichen Künstler doch ihre Meisterwerke und versuchten, sie nachzuahmen. Wir sahen, daß sie in der ersten Zeit, als höchste Glaubensinbrunst sie beseelte, sich kein Gewissen daraus machten, der antiken Kunst die Bilder zu entlehnen, unter welchen sie ihren Gott darstellten. Diese Anleihen bei der Vergangenheit haben nie gänzlich aufgehört: selbst in den am unmittelbarsten von der neuen Religion inspirirten Werken stoßen wir häufig auf Einzelheiten, die uns die alten theuren Mythen und die Kunst, von der diese Mythen so oft reproducirt worden waren, vor die Seele rufen.[34]) So verzichteten diese Künstler, indem sie Christen wurden, darum noch nicht auf das Verständniß der herrlichen Werke der Bildhauer und Maler Griechenlands und auf die Liebe zu diesen Werken; sie wähnten sich nicht verpflichtet, sie zu verdammen und zu ächten, — haben sie sie doch vielmehr ihrem Cultus anzupassen versucht. Wenn es wahr ist, daß es vor Allem das Princip der Renaissance gewesen ist, die neuen Gedanken in die Formen der alten Kunst zu kleiden, dann hat die Renaissance in den Katakomben angefangen.

4.

Bisher haben wir uns nur mit den Katakomben im Allgemeinen beschäftigt: wir haben versucht, uns über ihre Bestimmung klar zu werden, den Anblick, den sie dem Besucher bieten, geschildert, die Inschriften und Malereien, die sie bergen, besprochen. Ueber all dies hat de Rossi viel Licht ver-

breitet, aber er hat mehr gethan, oder eigentlich etwas anderes. Nicht müde wird er, zu wiederholen, daß seine Methode rein analytisch ist; nicht, wie so viele Andere, mit Ansichten, die auf das Ganze gehen, will er beginnen: die allgemeinen Gesichtspunkte und Sätze ergeben sich ihm erst aus dem Studium der Einzelheiten. Gerade diese minutiösen Untersuchungen hält er für die wichtigsten; in sie setzt er seine besondere Ehre. Wir dürfen sie also nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn es gilt, uns mit de Rossi's Forschungen vertraut zu machen. Um die Eigenthümlichkeit und die Ergebnisse derselben ganz zu würdigen, wollen wir den Pfadfinder und Meister bei der Arbeit aufsuchen. Wir wollen ihn eine Weile begleiten, ihm Schritt für Schritt folgen; wir werden dann für die Sicherheit seiner Methode, für die Größe seiner Entdeckungen ein besseres Verständniß haben.

De Rossi wünschte streng systematisch vorzugehen und war deshalb entschlossen, die verschiedenen christlichen Coemeterien in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit zu studiren. Danach hätte er also mit den Krypten des Vaticans den Anfang machen müssen: dort war der heilige Petrus beigesetzt, dort wollten seine Nachfolger zwei Jahrhunderte hindurch neben seinem Grabe ruhen. Aber diese Krypten sind unter den Fundamenten der ungeheueren über ihnen erbauten Basilika so zu sagen zermalmt worden; heut ist von ihnen nichts mehr übrig. Nächst dem Coemeterium des Vaticans, das unzugänglich blieb, bezeichnete die hierarchische Ordnung dasjenige, welches den Namen des Callistus trägt und die Gräber der Päpste des dritten Jahrhunderts einschließen sollte. Nach dieser Seite wandten sich denn auch de Rossi's erste Untersuchungen.

Es galt zunächst, die Stelle zu finden. Das war keine leichte Aufgabe, denn über keines andern Coemeteriums Lage ist so viel hin- und hergestritten worden. Wohl wußte man, daß es an der Appischen Straße liegen mußte, aber die Einen ver-

wechselten es mit der Katakombe des heiligen Prätextatus, die Andern mit der des heiligen Sebastian. In dieser letzteren waren sogar noch heut vorhandene marmorne Tafeln angebracht worden, die den Besuchern feierlich melden, daß sie „an der Stätte weilen, wo die heilige Cäcilie beerdigt ward und wo mehr als fünfzig Päpste ruhen," d. h. im Callistus-Coemeterium. Doch ließ sich de Rossi durch diese kühne Besitzergreifung nicht einschüchtern. Jene Tafeln waren im fünfzehnten Jahrhundert, d. h. zu einer Zeit aufgestellt worden, als die Erinnerung an die Katakomben so gut wie verloren war; de Rossi aber will in seinen Forschungen eine entscheidende Beweiskraft nur solchen Documenten einräumen, die in die Zeit zurückreichen, wo sie bekannt und besucht waren, wo man genau wußte, wie jede hieß und welche Märtyrer sie barg. Zu diesen Documenten ist zunächst eine Gattung schriftlicher Urkunden zu rechnen, deren ganze Wichtigkeit bis auf ihn Niemand geahnt hatte. Die Alten besaßen nämlich „Reiseführer" wie wir; eine große Stadt wie Rom, in der die ganze Welt zusammenströmte, konnte solcher Hilfsmittel kaum entrathen. Die uns erhaltenen stammen aus der späten Kaiserzeit: gewöhnlich finden wir darin eine Aufzählung der „Wunder Rom's", die Plätze, Paläste, Theater, Bäder, Säulenhallen u. s. w. Sie enthalten auch Itinerarien (Marschrouten), wie auch die heutigen Reisehandbücher sie geben, in denen der Fremde unter Namhaftmachung aller auf seinem Wege liegenden Gebäude von einem Ende Rom's zum anderen geführt wird. Die älteren unter diesen Itinerarien sind kurz und trocken redigirt; in den neueren dagegen empfindet man das Bedürfniß, den Leser zu interessiren, und so erzählt man ihm eine Menge wunderbarer Sagen, um dadurch die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten zu würzen. Jordan hält es sogar für möglich, daß diese Fremdenhandbücher manchmal mit Illustrationen geschmückt waren, welche die merkwürdigsten Denkmäler darstellten[35]) — Alles genau wie bei uns. Noch

im Mittelalter wurden sie stark benutzt; wir besitzen Itinerarien aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert, welche die Pilger zu den Gräbern der Märtyrer führten. Den gleichen Dienst haben sie de Rossi erwiesen und ihm zu den berühmtesten Katakomben den Weg gezeigt. Zwei im Jahre 1777 in Salzburg entdeckte Itinerarien geben eine genaue, ziemlich umständliche Aufzählung der Katakomben an der Appischen Straße, und ihnen ist es zu verdanken, daß de Rossi die Stelle des Callistus-Coemeteriums auffinden konnte.

Nachdem der Platz entdeckt und der Zugang zu den unterirdischen Gängen freigelegt war, blieb noch viel zu thun übrig. Aus den Itinerarien erfuhr de Rossi, welche Gräber die Pilger des siebenten Jahrhunderts hier besuchten; aber es galt, die Gräber selbst aufzufinden. Das war keine leichte Arbeit. Wie sollte man sich inmitten dieser Hunderte von Galerien, dieser Tausende von Gräbern zurechtfinden? Wie darüber Gewißheit gewinnen, daß man auf dem rechten Wege zu den berühmten Krypten war? — Glücklicherweise sollten auch hier wieder werthvolle Fingerzeige den Untersuchungen zu Hülfe kommen.

Diese Fingerzeige wurden de Rossi durch die Arbeiten gegeben, die man zur Zeit, als die Kirche in Frieden lebte, in den Coemeterien unternommen hatte und deren Reste noch heut leicht zu unterscheiden sind. Das triumphirende Christenthum ehrte die Zufluchtsstätte seiner Unglückstage; da aber die Katakomben während der Verfolgungen stark gelitten hatten und man unmöglich Alles wiederherstellen konnte, so beschäftigte man sich besonders mit denjenigen Krypten, wo die vornehmsten Märtyrer ruhten. Sie wurden gesichert und verschönert; man erbaute neue und prächtigere Zugänge, bequemere Treppen zum Hinabsteigen; man grub Schachte (lucernaria) in die Tiefe, um ihnen Licht zuzuführen. Der Dichter Prudentius, der die Katakomben unter Theodosius besuchte, hat uns in schwungvollen Versen eine Beschreibung ihres damaligen Zustandes und des

Andrangs der herbeiströmenden Pilger gegeben.[36]) Mit Wohlgefallen schildert er die zur Beleuchtung der wichtigsten Krypten in der Decke angebrachten Oeffnungen; er spricht von der nur hier und da wie von kleinen Lichtinseln unterbrochenen Dunkelheit in den Gängen, von dem plötzlichen Wechsel zwischen hell und dunkel, der die Seele „mit frommem Schauder" erfüllte. In der Nähe der Heiligengräber sind die Mauern mit Marmor bedeckt oder mit Silberplatten bekleidet, „die wie ein Spiegel glänzen." Hierher begiebt man sich von allen Seiten, wenn das Fest eines berühmten Märtyrers herannaht. Sie kommen von Rom „und die kaiserliche Stadt speit die Flut ihrer Bürger aus." Sie kommen auch aus den benachbarten Landschaften. Aus den Dörfern Etruriens und der Sabina eilen die Bauern in Schaaren herbei. „Fröhlich macht sich Jedermann auf den Weg mit Weib und Kind. So schnell sie nur können schreiten sie fürbaß. Das Gefilde ist nicht weit genug, das muntere Volk zu fassen, und auf dem Wege, so breit er auch ist, sieht man die unendliche Menge sich stauen." Es ist dasselbe Volk, das noch heut gern seine Maremmen verläßt oder von seinen Bergen herabsteigt, die wunderthätigen Madonnen oder das Bambino von Aracoeli zu besuchen. Am Grabe des Märtyrers angekommen, überlassen sie sich sämmtlich jener demonstrativen und geräuschvollen Frömmigkeit, die den Italienern auch heut noch eigenthümlich ist. „Vom frühen Morgen an drängen sie sich, den Heiligen zu begrüßen. Die Menge, die herbeiströmt ihn anzubeten, kommt und geht bis zum Abend. Sie küßt die glänzende Silberplatte, die das Grab bedeckt; sie spendet duftenden Weihrauch, und Thränen der Rührung entströmen den Augen Aller."

Diese Pilger, von denen Prudentius spricht, haben in den Coemeterien Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Längs der Treppen und am Eingang der Krypten pflegten sie ihre Namen und irgend ein kurzes Gebet zu verzeichnen. Die Zeit hat

diese Graffiti — in der Nähe der besuchtesten Gräber sind sie besonders zahlreich — nicht gänzlich ausgelöscht; alle noch lesbaren hat de Rossi sorgfältig abgeschrieben, und seine Mühe ist keine verlorene. Wie viel Merkwürdiges verrathen uns die dürftigen Worte, die ungebildete Bauern des fünften und sechsten Jahrhunderts hier auf die Wände malten! Von andern interessanten Enthüllungen abgesehen, lehren sie uns auch eines der tausend geheimen Glieder jener Kette kennen, durch welche die christliche Religionsübung mit den älteren Glaubenslehren zusammenhängt. Sehen wir nur von ferne hin, so entgehen diese feinen Beziehungen leicht unserer Aufmerksamkeit, und es will uns scheinen, daß ein Abgrund das Christenthum von den früheren Religionen trennt; aber die Wissenschaft, welche die Dinge in der Nähe studirt und auch das Kleinste nicht vernachlässigt, stellt, wenn sie auch die Kluft nicht gänzlich ausfüllen kann, doch wenigstens die Uebergänge her. Es war ein frommer Brauch der Griechen und Römer, wenn sie einen berühmten Tempel oder sonst ein Monument, das ihre Bewunderung erregte, besuchten, ihrer Verwandten und Freunde zu gedenken, sei es um sie der Huld des Gottes, dem der Tempel geweiht war, zu empfehlen, sei es um auch sie geistig zu Genossen der Freude und Erhebung zu machen, die ein schönes Schauspiel ihnen selbst bereitete. Diese Urkunden pietätvoller Verehrung, die sogenannten Proskynemata, in denen der Reisende die Namen derer, die ihm theuer sind, mit seinen persönlichen Eindrücken verknüpft, finden sich häufig in Griechenland, besonders aber in Aegypten. Gewöhnlich sind sie kurz und in der Form wenig von einander verschieden. Von solchen, die ich in Aegypten selbst gesehen, führe ich die folgenden an: „Sarapion, Sohn des Aristomachos, ist zur großen Isis von Philae gekommen und hat frommen Sinnes seiner Angehörigen gedacht.“ — „Ich, Panolbios von Heliopolis, habe die Gräber der Könige bewundert und aller Meinigen mich erinnert.“ Doch sind sie nicht alle so einfach

und kalt; manchmal spricht sich in ihnen ein starkes Gefühl aus. So schreibt eine Römerin, welche die Pyramiden besucht und hier ihres Bruders, den sie verloren hat, gedenkt, folgende rührende Worte: „Ich habe die Pyramiden ohne dich gesehen und dieser Anblick hat mich mit Trauer erfüllt. Nichts weiter habe ich thun können als über dein Geschick Thränen vergießen; alsdann habe ich, treu der Erinnerung an meinen Schmerz, hier diese Klage verzeichnet.“ So hat also de Rossi vielleicht nicht ganz Recht, wenn er meint, die heidnischen Proskynemata enthielten „immer nur eine kalte und magere Formel“, doch ist es sicher, daß im Allgemeinen das Christenthum weit mehr Wärme und Leidenschaft hineinlegte. Unsere besondere Theilnahme erregt ihre Natürlichkeit, das Spontane in ihnen. Da ist nichts Gemachtes, nichts Officielles oder Conventionelles wie in den großen in Marmor gehauenen Inschriften; sie sind minder pomphaft und prächtig, dafür spüren wir aber weit besser in ihnen den Aufschwung des Herzens. Bald schreibt der Pilger einfach seinen Namen hin, wünscht den Andern fromm alles Gute und heischt für sich selbst ein paar Gebete (Eustathius humilis peccator; tu qui legis, ora pro me, et habeas Dominum protectorem); bald fleht er die Heiligen für sich oder seine Lieben an: „Heilige Märtyrer, gedenket des Dionysius. — Verlanget (von Gott), daß Verecundus und die Seinen glückliche Meeresfahrt haben. — Erlanget ewigen Frieden für meinen Vater und für meine Brüder.“ Meistens spricht er nur die kurze Formel: „Lebet!“ oder „Er lebe in Gott!“ Am Eingang zur Lucinakrypte, am Fuß der Treppe, finden wir die mehrmals wiederholten Worte: „Sofronia, lebe in Gott! Sofronia, vivas!“ Gewiß ist der Besucher, nachdem er dies geschrieben, in die Gruft eingetreten, er ist dort niedergekniet und hat zu Füßen des Grabes der Märtyrer sein Gebet verrichtet; dasselbe hat ihn wahrscheinlich auch mit Zuversicht erfüllt. Dafür spricht folgende, von der gleichen Hand herrührende Inschrift am Ausgang: „So-

fronia, geliebte Sofronia, du wirst leben in Ewigkeit, ja, du wirst leben im Herrn! Sofronia dulcis, semper vives Deo; Sofronia, vives!"

Nicht bloß weil die Inschriften an sich merkwürdig sind, sammelt de Rossi so sorgfältig diese Andenken, welche die Zeit des Constantin und des Theodosius in den Katakomben hinterlassen hat. Für ihn haben sie noch eine andere Bedeutung: sie bringen ihn auf die Spur der historischen Krypten. Denn da lediglich um dieser Krypten willen nach dem Triumph der Kirche die breiten Treppen angelegt, die großen Lichtschachte gegraben worden waren, so weiß er, wenn er auf solche trifft, daß irgend ein berühmtes Grab in der Nähe sein muß. Um es zu finden, braucht er nur den Pilgern, von denen oben die Rede war, Schritt für Schritt zu folgen. Ihre Graffiti führen ihn, mit ihnen schreitet er vorwärts; an der wachsenden Inbrunst ihrer Gebete kann er merken, daß er sich seinem Ziele nähert. Einmal in der Gruft, giebt ihm dann eine Menge von Einzelheiten, die er sorgsam beobachtet und mit den Nachrichten der alten Geschichtschreiber vergleicht, bald darüber Aufschluß, wer der Märtyrer oder der Bekenner ist, dessen Grabmal die Gläubigen also zu ehren, dessen Beistand sie anzurufen kamen. Ist es ein namhafter Heiliger, so entdeckt de Rossi nach längerem Suchen schließlich fast jedesmal das Fragment irgend einer Inschrift des heiligen Damasus. Dieser Papst war ein großer Bewunderer und Verehrer der Katakomben; sein Leben lang hat er sie restaurirt und verschönert. Er verfaßte sogar kleine Aufschriften in Versen, die über dem Grabe der Heiligen angebracht wurden und die Gläubigen an deren Großthaten erinnerten. Zur Eingrabung dieser Verse in den Marmor hatte ein Kalligraph Furius Filocalus — er nennt sich selbst einen Freund und Verehrer des Papstes Damasus [37]) — ein eigenthümliches Alphabet erfunden, dessen Buchstaben in verschiedene charakteristische Ornamente auslaufen und hierdurch kenntlich gemacht

sind. Da nun diese Buchstaben ausschließlich in den Versen des päpstlichen Dichters zur Verwendung kamen, so sind wir, wenn auf einem Marmorfragment ein solcher Buchstab auftritt, sicher, daß wir das Stück einer Inschrift des Damasus in Händen haben und uns also in der Nähe des Grabes einer bedeutenden Persönlichkeit befinden.

So gelang es de Rossi, sich in diesem Labyrinthe fast mit Sicherheit zurechtzufinden und in kurzer Zeit zahlreiche berühmte Gräber zu entdecken. Eine Gräberstätte indeß fehlte ihm noch und zwar gerade diejenige, deren Auffindung für ihn am allerwichtigsten war. Die Ansichten, die er über die Lage des Callistus-Coemeteriums ausgesprochen, hatten den Fehler, neu zu sein — ein Unrecht, das viele Leute nicht verzeihen. Unter einem Priesterregiment, in einem Lande wo Unbeweglichkeit zugleich physisches Bedürfniß und religiöses Dogma war, galt die geringste Aenderung an überlieferten Meinungen für ein Verbrechen. Wollte de Rossi für seine Neuerungen Vergebung erhalten, wollte er auch den Ungläubigsten die Augen öffnen und siegreich beweisen, daß man hier allerdings im Coemeterium des Callistus war, so galt es, die Gruft der Päpste des dritten Jahrhunderts zu finden.

Die Frage, deren Lösung de Rossi unternahm, war voll von Dunkelheiten. Aus welchem Grunde war überhaupt diese Papstgruft, die er auf Grund der alten Urkunden so hartnäckig im Coemeterium des Callistus suchte, dorthin verlegt worden? Wie kam es, daß Bischöfe von Rom anderswo als in den glorreichen vaticanischen Grotten, zur Seite des heiligen Petrus, hatten ruhen wollen? Das hatte bisher Niemand erklärt. Und dies war in der von de Rossi in Angriff genommenen Untersuchung nicht der einzige schwierige und zweifelhafte Punkt. Schon im Beginn seiner Forschungen hatte er gemerkt, daß das Callistus-Coemeterium älter ist, als der Name, unter dem es bekannt ist, erwarten ließ. Der Charakter der Malereien in

den zuerst ausgegrabenen Kammern und Gängen, die Art, wie die Gräber dort angelegt sind, der Styl der gefundenen Inschriften, — Alles erinnert an die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Ein entscheidenderes Argument ist, daß die beim Bau verwendeten Backsteine — sie tragen nach römischem Brauch einen Fabrikstempel — sämmtlich unter der Regierung Marc Aurels verfertigt sind. Diese Arbeiten sind folglich älter als Zephyrinus und Callistus, die unter Severus lebten. Gewisse Anzeichen haben de Rossi die Ueberzeugung verschafft, daß dieses erste Hypogeum in der That aus dem zweiten Jahrhundert herrührt und der Kirche von einem Mitgliede der berühmten Familie der Caecilier geschenkt ward. Weshalb hat es also nicht seinen ersten Namen behalten? Wie kommt es, daß es den Namen des Callistus angenommen hat?

Wir erfahren dies zuerst oder errathen es doch seit der Entdeckung und Veröffentlichung eines merkwürdigen polemischen Buches, das im dritten Jahrhundert ein unbekannter Theologe schrieb. Es heißt die „Philosophumena." Dieses Werk war bis auf unsere Zeit in der Bibliothek eines griechischen Klosters verborgen geblieben; sein Erscheinen verursachte lebhafte Ueberraschung und gab schweres Aergerniß. Den überkommenen Meinungen hat es sicher einen harten Stoß versetzt. Insbesondere erzählte es auf recht unerwartete Art das Leben jenes Callistus, den die Gläubigen zum Papst und später die Kirche zum Heiligen gemacht hatten. Glaubt man dem unbekannten Verfasser der Philosophumena, so war dieser Papst und Heilige blos ein ehemaliger Sklave, der mit dem Gelde seines Herrn Carpophorus Wechselgeschäfte trieb und dem die Gläubigen, allzu vertrauensvoll, die Kirchengelder in Verwahrung gegeben hatten. Seine Operationen schlugen fehl und er brachte die anvertrauten Summen durch. Um sich nun der Rechenschaftsablegung zu entziehen, um seinen Credit, den das finanzielle Mißgeschick schwer erschüttert hatte, neu herzustellen und seine

Popularität durch einen glänzenden Coup wiederzuerobern, kam er auf den schönen Gedanken, in der Synagoge Lärm zu machen, den jüdischen Gottesdienst zu stören und auf die Juden losschlagen zu lassen. Wegen solcher Unduldsamkeit nach Sardinien verbannt, dann aber auf Verwendung der Marcia, der Geliebten des Commodus, welche die Christen protegirte, nach Italien zurückgerufen, wurde er, man weiß nicht recht wie, Günstling und Nachfolger des Papstes Zephyrinus. Sein Charakter wechselte nicht mit seinen Glücksumständen. Er war ein ungetreuer Sklave, ein betrügerischer Geschäftsmann gewesen; als Bischof von Rom trieb er Ketzerei, Bestechung, Simonie und „lehrte durch sein Beispiel Ehebruch und Mord."

Das ist nun freilich eine wenig erbauliche Geschichte für einen Papst und Heiligen; glücklicherweise kann man ihr kaum Glauben schenken. Es wird de Rossi nicht schwer, zu beweisen, [38]) daß die leidenschaftliche Heftigkeit des Libells seine Autorität abschwächt und daß die Anklagen, die es enthält, durchaus unwahrscheinlich sind. Indem der Verfasser sagt, Callistus habe alle Welt verführt, nur er selbst leiste ihm noch Widerstand, hat er selbst dafür gesorgt, daß wir seine Anklagen als das erkennen was sie sind: als einen vereinzelten Protest. Nichtsdestoweniger ist gewiß, daß der Pamphletist, der doch für Zeitgenossen schrieb, die Thatsachen zwar entstellt, aber doch nicht gänzlich erfunden hat. De Rossi meint, der Kern der Erzählung müsse wahr sein; so müsse man z. B. glauben, was uns von der Herkunft und dem ersten Gewerbe des Callistus berichtet wird. Er war also ein ehemaliger Sklave und hatte auf dem Forum lange Zeit Wechselgeschäfte getrieben. Ist es nicht eine bezeichnende Thatsache, daß damals, kaum zwei Jahrhunderte nach Christi Tode, die christliche Gesellschaft Rom's, da sie eines Hauptes bedurfte, sich einen ehemaligen Geldwechsler holte? Schon war sie reich geworden; schon fing sie an, sich mit weltlichen Interessen zu beschäftigen. Nicht mehr

blos die Seelen, nein, auch die Geschäfte mußte ihr Lenker zu führen verstehen. Uebrigens scheint es, daß die Christen mit der Wahl des Callistus keinen Fehlgriff thaten. Aus den unfreiwilligen Geständnissen des Verfassers der Philosophumena merkt man, daß dieser Papst ein geschickter Organisator, eine Art von liberalem und aufgeklärtem Staatsmann war, der für die Disciplin der Kirche nützliche Vorschriften erließ. Das Volk von Rom, als es seine Thaten längst vergessen hatte, gedachte doch noch seines Namens mit treuer Beharrlichkeit, und in dieser Beharrlichkeit sieht de Rossi mit Recht eine ferne Erinnerung an die große Rolle, die Callistus einst gespielt.

In diesem heftigen Pamphlet kommt ein recht sonderbarer Ausdruck vor, der sogleich de Rossi's Aufmerksamkeit erregte. Es heißt darin nämlich, Zephyrinus, als er zum Bischof von Rom ernannt worden, habe den Callistus von Antium, wohin er seit seiner Rückkehr aus Sardinien verbannt war, kommen lassen und ihm „das Coemeterium" anvertraut. Ganz unzweifelhaft handelt es sich um das Coemeterium an der Appischen Straße, das noch heut seinen Namen trägt; wie aber ist die auffallende Bezeichnung zu erklären? Die Christen besaßen damals eine große Menge Coemeterien, darunter nicht blos ältere, wie das aus dem ersten Jahrhundert stammende der Domitilla, sondern auch in höherem Ansehen stehende, wie die Vatikanischen Grotten, wo die ersten Päpste begraben lagen. Warum heißt nun hier die Anlage an der Appischen Straße „das Coemeterium", als ob es das einzige wäre? Offenbar war sein Verhältniß ein anderes als das aller übrigen. De Rossi, wie wir sogleich sehen werden, ist der Ansicht, daß die ersten im Besitz der Gläubigen befindlichen Hypogeen aus Schenkungen reicher und vornehmer zu dem neuen Glauben bekehrter Männer herrührten und daß sie vor dem Gesetze das Eigenthum der Stifterfamilien blieben; später aber, so nimmt er an, haben sich die Christen den Schutz, den die Kaiser den Beerdigungsgesellschaften

gewährten, zu Nutze gemacht nnd sind so gleichfalls legitime und anerkannte Eigenthümer ihrer Grabstätten geworden. Wahrscheinlich war also das Coemeterium der Via Appia das erste und vielleicht eine Zeit lang das einzige, das sich dieses Privilegiums erfreute. So wird es begreiflich, daß die nunmehr entsprechend vergrößerte und verschönerte ehemalige Gruft der Caecilier, für die jetzt eine neue Aera angebrochen war, für alle Gläubigen „das Coemeterium" *κατ' ἐξοχήν* wurde und daß man sich gewöhnte, sie nach Callistus, der unzweifelhaft die dortigen Arbeiten leitete, zu benennen. Und hier liegt auch der Grund, weshalb seit Zephyrinus alle Bischöfe von Rom dort bestattet wurden. Sie gaben dem Coemeterium des Callistus den Vorzug vor allen andern, weil es das erste war, dessen Besitz der Staat ihnen gesichert hatte: im Schooße dieser Erde, die ihr Eigenthum war, im Kirchengut wollten sie begraben sein.

Diese ihre Ruhestätte wollte de Rossi finden. Er war seiner Sache gewiß. Die alten Itinerarien sprachen ja von ihr und die Pilger des siebenten Jahrhunderts hatten dort ihr Gebet verrichtet; so mußte er sie wohl eines Tages entdecken. Und wirklich glückte es ihm, nach fünfjährigem Forschen und unter Anwendung seines gewöhnlichen Verfahrens, im März 1854. Eine ansehnliche Ruinenmasse nahe der Appischen Straße hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Dort fand sich gerade einer jener großen Schachte, die man seit Constantin angelegt hatte, um den Katakomben Licht zuzuführen. Durch diesen Schacht drangen die Arbeiter in eine nur mäßig große (3,54 m lange, 4,50 m breite), einst aber offenbar mit großer Pracht verzierte Kammer vor. Wiederholte Restaurirungen hatten die Wände mit feinen Malereien, dann mit Marmorplatten bedeckt. Unglücklicherweise waren bereits Andere früher hier gewesen als der Forscher de Rossi. Verwüster waren, wir wissen nicht wann, hier eingedrungen; die von der Zeit begonnene Zerstörung hatten sie vollendet und, um sich des Marmors zu bemächtigen, einen

Theil der Inschriften vernichtet. Aber nicht Alles hatten sie fortnehmen können. Da die Gruft zur Hälfte mit aufgehäuftem Material angefüllt war, so hatten die Räuber nicht bis auf den Boden kommen können, und man durfte hoffen, daß in all dem Schutt noch mancher Fund, manche Entdeckung möglich sein würde. So ging man denn muthig an die Aufräumung. In dem Maße wie die Wände freigelegt wurden, fand man sie mit den Graffiti bedeckt, die in den wichtigen Krypten niemals fehlen. Wie immer rühren sie von Pilgern her, die den Märtyrer, dessen Grab sie besuchen, anrufen und um glückliche Ueberfahrt für sich und ihre Familie zu ihm beten.[39]) Aber wer mochte der Heilige sein, dem ihre Gebete galten? Zum Glück fand sich's, daß einer der Pilger ihn genannt hatte. In einer Inschrift war ein mehrmals wiederholter Name zu lesen: Sancte Suste, libera . . . . Sancte Suste, in mente habeas . . . . . Es handelte sich um einen der größten Päpste des dritten Jahrhunderts, den heiligen Sixtus, der in den Katakomben selbst, wo er dem Verbot des Kaisers zum Trotz das Meßopfer beging, enthauptet worden war. Man befand sich also wahrscheinlich in der Papstgruft, wo man nach seinem Märtyrertode den heiligen Sixtus mit seinen Amtsbrüdern beigesetzt hatte. Aber es galt, hierfür sichere Beweise zu erbringen. De Rossi erzählt, wie er mit banger Sorge und Spannung der Arbeit seiner Leute folgte, wie er den Schutt, sobald er aus der Gruft zu Tage gefördert war, durchwühlte und unermüdlich die geringsten Trümmer untersuchte. Durch Zusammensetzen marmorner Bruchstücke gelang es ihm endlich, die Inschriften über den Gräbern von vier Päpsten wiederherzustellen. Diese Epitaphien sind merkwürdig einfach. Kein Lob, kein Wort der Trauer enthalten sie; wir lesen blos „Bischof Anteros", „Bischof Eutychianus." Auf dem des Fabianus ist später von anderer Hand das Wort „Märtyrer" hinzugefügt.[40]) Jetzt war kein Zweifel mehr möglich; alle Behauptungen de Rossi's fanden

durch diese glänzende Entdeckung ihre Bestätigung. Nach fünfzehn Jahrhunderten war hier die Papstgruft aufgefunden und am 11. Mai 1854 besuchte Papst Pius IX. das Grab seiner fernen Vorgänger.

5.

De Rossi's Verfahren bei den Ausgrabungen kennen wir jetzt; wir sahen ihn in der Callistusgruft bei der Arbeit und verstehen seine Methode. Statt nun mit ihm auf die Einzelheiten seiner übrigen Entdeckungen einzugehen, ist es, glaube ich, besser, zum Schluß zu zeigen, welche Folgerungen er aus ihnen gezogen hat. Hierbei liegt es nun durchaus nicht in meiner Absicht, alle von ihm gelösten dunklen Probleme aufzuzählen; ich beschränke mich auf die wichtigsten. Nur an einige der neuen Ideen, mit denen er die Geschichte bereichert hat, nur an einige der endgültigen Eroberungen, welche die christliche Archäologie ihm verdankt, will ich erinnern.

Zunächst hat er besser, als es vor ihm geschehen war, den Ursprung der christlichen Coemeterien und die verschiedenen Phasen ihrer Geschichte dargelegt. Er hat in dieser Beziehung den überlieferten Ansichten eine andere Gestalt gegeben und auf die so schwierige Frage der Beziehungen der werdenden Kirche zur Staatsgewalt ein neues Licht geworfen.

Spricht man von den Katakomben, so denkt man gewöhnlich an unterirdische Räume, deren Zugang nur einigen Eingeweihten bekannt ist und in denen ein geächteter Cultus sich vor seinen Verfolgern sorgfältig versteckt.[41]) Es ist dies eine Vorstellung, die wir, wenigstens soweit die zwei ersten Jahrhunderte in Betracht kommen, aufgeben müssen. Heut steht es fest, daß die Christen es im Anfang garnicht versucht haben, die Existenz ihrer Friedhöfe zu verheimlichen, daß die Behörde sie kannte und

daß sie bis zur Verfolgung des Decius den Zutritt zu ihnen niemals verboten hat. J. J. 1864 entdeckte man den Eingang zu dem Coemeterium der Domitilla, einem der ältesten in Rom; er lag an einer der belebtesten Straßen, am Wege nach Ardea. Direkt auf diesen Weg öffnete sich das Thor: unter dem Giebel finden wir die Stelle einer jetzt verschwundenen Inschrift; dieselbe muß, wie es üblich war, besagt haben, wem die unterirdische Anlage gehörte. Hinter dem Vestibül öffnet sich ein langer Gang; die gewölbte Decke ist mit anmuthigen Malereien geschmückt, welche einen Weinberg mit Vögeln und Genien darstellen. An der Wand bemerken wir Spuren wichtigerer Fresken; in einem von ihnen unterscheiden wir das später so populär gewordene Bild Daniels in der Löwengrube. Dieses ganze erste Geschoß erhob sich über dem Boden; es fiel Jedem in die Augen: es nicht zu sehen, war einfach unmöglich. In der That hatte dieses Coemeterium damals auch garnichts zu verbergen. Der Eigenthümer, Domitilla oder jeder Andere, hatte das Recht, dort zuzulassen wen er wollte. Haben wir nicht Tausende von Gräbern, deren Besitzer uns sagt, daß er sie für sich und die Seinen, für seine Freunde, für seine Freigelassenen beiderlei Geschlechts, für seine Amtsbrüder in demselben Collegium erbaut hat? Ja, in einer Grabschrift gewährt er denen, „die seines Glaubens sind", ausdrücklich das Recht, in demselben Grabe sich bestatten zu lassen.[42]) Auf diesen Gebrauch sich stützend, meint de Rossi, daß die Katakomben zuerst Privatgräber reicher Christen waren, zu denen sie statt ihrer Freigelassenen ihre Glaubensgenossen zuließen. Die Art, wie sie in den ältesten Urkunden bezeichnet sind, macht diese Ansicht ziemlich wahrscheinlich. In der Regel sind sie mit einem Eigennamen benannt, der nicht der Name der dort begrabenen Märtyrer oder Bekenner hat. Wahrscheinlich ist es der Name des ersten Eigenthümers des Grabes, der das Terrain bezahlt und die Gruft erbaut ist. Unter diesen Umständen ist es be-

greiflich, daß die Anlage der ersten Katakomben die Heiden durchaus nicht überraschte und daß ihr die Staatsgewalt in keiner Weise entgegentrat. Fromme Frauen, die vom ersten Tage an die glühendsten Adepten des neuen Cultus gewesen sind, Domitilla, Lucina, Commodilla, reiche und hochsinnige Männer, wie Calepodius, Praetextatus oder Thrason, ließen sich im Voraus ein stattliches Grab errichten: nichts war natürlicher, Alle machten es wie sie. Sie erbauten es nicht für sich allein: auch dies war ziemlich allgemeiner Brauch. Sie wollten dort zusammen mit ihren Glaubensgenossen ruhen: dies war seltener, aber nicht ohne Beispiel. Das Grab, worin so viele Aufnahme fanden, gehörte darum nicht weniger dem Thrason oder der Commodilla; immer blieb es Privateigenthum und als solches stand es, wie alles übrige Privateigenthum, unter dem Schutze des Gesetzes. Bekannt ist, wie große Ehrfurcht die Römer vor den Gräbern hatten: der Ort, wo man Jemand, und war es auch blos ein Fremder oder ein Sklave, beerdigte, wurde dadurch sofort zu einer geweihten und unverletzlichen Stätte.[43]) Das Gesetz nahm ihn unter seine Obhut und schützte ihn gegen jede Beschimpfung. Dieser Schutz kam den Christen zu gute wie allen Andern; es lag kein Grund vor, sie von dem gemeinen Rechte auszuschließen. Selbst als die Staatsgewalt sie verfolgte, unter Nero und Domitian, erstreckte sich diese Verfolgung, so viel man sehen kann, nicht auf ihre Coemeterien: das römische Gesetz versagte auch den Verbrechern, die es bestraft hatte, nicht das Begräbniß, und das Grab eines Hingerichteten war ebenso unantastbar wie alle übrigen.

Hierzu ist nun aber zu bemerken, daß auch bei dieser Sachlage die Christen nur dann vor Processen und Chicanen sicher waren, wenn die Oberfläche des Bodens, in dessen Tiefe sie ihre Friedhöfe gruben, ihr Eigenthum war. Der unveräußerliche Besitz des oberen Terrains war die Garantie für die Unverletzlichkeit der unterirdischen Gräber. Das Gesetz, das den Ort

wo ein Mensch bestattet war für heilig erklärte, schützte nicht blos das Grab; seine Wirksamkeit erstreckte sich auch auf alles Zubehör. Dieses galt als untrennbar mit dem Grabe selbst verbunden und dessen Privilegien kamen auch ihm zu gute. Unter der Bezeichnung „Zum Grabe gehöriges Terrain"[44]) wurde es unveräußerlich wie das Grab selbst. Nun waren aber diese Dependenzen oft sehr beträchtlich. Der Aufwand in Anlage und Ausstattung der Gräber war der erste Luxus der Reichen.[45]) Zunächst legten sie rings um das Grabdenkmal, das ihre einstige Ruhestätte werden sollte, gern einen ziemlich geräumigen Platz an, errichteten auf ihm mannichfache Bauten und pflanzten manchmal große Bäume ringsum. Hinter diesen Bäumen dehnten sich Weinberge, Obst- und Blumengärten und hinter diesen oft noch bebaute Felder aus. Die Besitzer unterließen nicht, auf ihren Epitaphien den Flächeninhalt des Terrains, der sich manchmal auf nicht weniger als 3 Joch (Morgen) belief, genau anzugeben. Da hieß es denn: sie reservirten es für sich allein, sie nähmen es formell von ihrem Erbe aus, sie wollten nicht, daß es zerstückelt oder verkauft würde. Hatten sie zufällig dort eine unterirdische Gruft erbaut, so vergaßen sie diesen Umstand nicht: in mehreren Grabinschriften finden wir unter den Dingen, deren ewigen Besitz der Todte sich vorbehält, „das Grabdenkmal und die dazu gehörige unterirdische Todtenkammer"[46]) ausdrücklich erwähnt.

Diese Rechtsgrundsätze und Sitten boten den Christen Gelegenheit zum Erwerbe des für ihre Grabstätten nöthigen Terrains — dasselbe mochte so umfangreich sein wie es wollte —, ohne daß dadurch irgend Jemand überrascht wurde. Aus ihnen schöpften sie auch die Hoffnung, daß sie es dauernd besitzen würden, ohne befürchten zu müssen, daß es in profane Hände fiele. Es ist kaum zweifelhaft, daß sie sich dies zu Nutze machten. Es läßt sich also fast behaupten, daß sie, ehe sie ihre Krypten bauten, sich den Besitz des oberen Bodens sicherten, daraus nach dem

gebräuchlichen Ausdruck „zum Grabe gehöriges Terrain“ machten und durch eine Inschrift, die man vielleicht einmal finden wird, Monument und Hypogeum unter den Schutz des Gesetzes stellten. De Rossi hat bei Aufnahme des Planes der verschiedenen Coemeterien eine wichtige Beobachtung gemacht: er bemerkt nämlich, daß, wenn man sie in ihre ursprünglichen Theile auflöst und dabei von allen offenbar späteren Arbeiten absieht, nur einige von einander isolirte Gruppen übrig bleiben, die sämmtlich eine regelmäßige geometrische Figur von geringer Größe aufweisen. Dieses Respectiren der Grenzen, dieser Zwang, den man sich damit auferlegt, daß man, statt frei sich auszubreiten, auf engem Raume gräbt, dieses Sichbinden an regelmäßige Formen, erklärt sich nur dann völlig, wenn man bei der unterirdischen Arbeit die Grenzen eines bestimmten Feldes, das man an der Oberfläche besaß, nicht überschreiten wollte. Jede der isolirten Gruppen ist also die genaue Reproduction dieses Feldes. Sie stellen die ursprünglichen kleinen Todtenkammern vor, die entweder ein reicher Gönner der werdenden Kirche geschenkt oder sie selbst mit ihrem eigenen Gelde gekauft hatte. Versetzen wir sie in Gedanken auf die Oberfläche des Bodens, stellen wir die Bäume, die dort gepflanzt, die Grabdenkmäler, die dort errichtet waren, wieder an ihren Platz, umschließen wir sie mit Cippen oder Mauern, so erhalten wir eine Vorstellung von diesen inselartigen Baucomplexen, welche im zweiten Jahrhundert die christlichen Coemeterien inmitten der Ländereien der Reichen oder der Gräber der verschiedenen Culte bilden mußten.

Die Katakomben hatten also ursprünglich eine sehr geringe Ausdehnung, aber sie mußten sich nothwendig bald vergrößern. In den ersten in die Erde gegrabenen Gängen waren die Grabbetten für die Todten breit und bequem gewesen; sie lagen in starken Zwischenräumen von einander, sodaß viel Platz verloren ging. Als dann die Zahl der Gläubigen immer zunahm, mußten die Gräber bald enger an einander gerückt und die noch leeren

Stellen gefüllt werden. Diese Aushülfe genügte nicht lange; man mußte sich zur Ausgrabung neuer Galerien entschließen; aber man achtete das Gesetz und hütete sich wohl, über die Grenzen des Feldes, das man oben besaß, hinauszugehen: man grub in mehreren verschiedenen Tiefen und stellte die Gänge manchmal bis zu fünf Stockwerken tief in ein und derselben Krypte übereinander. Das erste Stockwerk lag 7 bis 8 m unter der Oberfläche, das letzte erreichte 25 m Tiefe. Durch diese Vergrößerungen mußte viel Platz gewonnen werden. Nach de Rossi's Berechnungen konnte ein Terrain von nur 125 röm. F. Seitenlänge bei blos drei Geschossen gegen 700 m Galerien liefern. Lange hat sich die Christengemeinde mit solchen Anlagen begnügen müssen. Da indessen die Zahl der Gläubigen unaufhörlich anwuchs, so mußte freilich die ursprüngliche Enceinte, welche die Todten nicht mehr faßte, schließlich überschritten werden. Die kleinen Hypogeen waren oft Nachbarn, sie sandten zahlreiche Verzweigungen gegen einander aus und ihrer mehrere bildeten in der Vereinigung ein Coemeterium. Die Coemeterien sind also nur der Verband einiger dieser ursprünglich isolirten Todtenkammern, und wenn sie noch heut eine so große Anzahl von Eingängen haben, so kommt dies daher, daß jede Gruft ihren besonderen Eingang besaß und behielt. Müssen wir nun noch weiter gehen und mit einigen Gelehrten glauben, daß später alle diese Coemeterien mit einander in Verbindung getreten sind, um hinfort nur noch ein großes Ganzes, eine einzige unterirdische Christenheit zu bilden? Man möchte es gern annehmen, denn die Vorstellung, daß die Gläubigen, die im Leben so sehnsüchtig bestrebt gewesen waren, sich zu einer einzigen „Heerde" zusammenzuschließen, wenigstens nach ihrem Tode dies Ziel erreichten, hat für die Phantasie viel Verlockendes; aber diese Ansicht ist unmöglich: die natürliche Beschaffenheit des Bodens legte dieser Vereinigung zu viele Hindernisse in den Weg. Oft sind die einzelnen Coemeterien durch tiefe und

sumpfige Thäler, in denen nach Regengüssen das Wasser stehen bleibt, von einander getrennt; Galerien, die man unterhalb dieser Sümpfe ausgegraben hätte, wären niemals gangbar gewesen. Die Christen wußten dies sehr wohl: so haben sie denn auch ihre Coemeterien immer nur an Hügelabhängen angelegt, und ein wie lebhaftes Verlangen nach Vereinigung im Tode man auch bei ihnen voraussetzen mag, so bleibt es doch eine unmögliche Annahme, daß sie jemals versucht haben sollten, die Thäler zu überschreiten. Uebrigens bieten die christlichen Coemeterien, obschon von einander getrennt, auch so noch immer ein Arbeitsganzes, grandios genug, um füglich auch die anspruchsvollste Phantasie zu befriedigen.

Auf solche Weise vergrößerten sich nach und nach die ursprünglichen Hypogeen, welche die Großmuth einzelner Christen der Kirche vermacht hatte. Binnen hundert Jahren nahmen sie schließlich so gewaltige Verhältnisse an, daß es für das Gesetz schwer wurde, ihnen gegenüber auch ferner ganz das gleiche Verfahren zu beobachten wie bisher und nichts weiter in ihnen zu sehen als das Privateigenthum der Stifterfamilien. So meint denn auch de Rossi, daß nunmehr ihr Rechtsverhältniß ein anderes wurde, und bei der Feststellung desselben stützt er sich auf folgende Erwägungen. Er weist darauf hin, daß Constantin in dem Edict von Mailand befiehlt, den Christen „die Besitzungen, die nicht Eigenthum der einzelnen Privatleute, sondern ihrer Gesammtgemeinde sind"[47]), zurückzugeben, und wir wissen, daß zu diesem Gemeindegut, das ihnen zurückerstattet wurde, auch die Coemeterien gehörten. Die Kirche muß also vor Constantin die nämlichen Privilegien von den Kaisern erlangt haben wie die vom Staat anerkannten Corporationen, die das Recht hatten, Eigenthum zu erwerben, und sie muß auf Grund dieser rechtlichen Stellung gesetzliche Eigenthümerin ihrer Coemeterien gewesen sein. Wann aber hat sie dieses wichtige Recht erstritten, das die Kaiser nur so schwer bewilligten?

Unzweifelhaft vor des Decius und des Valerianus Zeiten, während welcher sie der Gegenstand so grausamer Verfolgungen gewesen ist. Nun hat sich gerade unter der Regierung des Severus in der römischen Gesetzgebung eine bemerkenswerthe Veränderung vollzogen, von der es natürlich scheint, daß die Christen sie sich zu Nutze machten. Ueber das ganze Reich hatten sich im ersten und zweiten Jahrhundert Bestattungsgesellschaften (collegia funeraticia) ausgebreitet. Es waren dies Vereine, die für ihre Mitglieder gegen mäßige Monatsbeiträge die Bereitstellung einer passenden Grabstätte und die Veranstaltung eines anständigen Leichenbegängnisses übernahmen. Der große Erfolg dieser Gesellschaften erklärt sich aus der Besorgniß, von der die Menschen damals erfüllt waren, die Seele möchte im andern Leben ein unstätes und unglückliches Dasein führen, wenn der Leib nicht in einem festen Grabe ruhte und nicht vorschriftsmäßig beigesetzt wäre. Die Kaiser, die sonst den Vereinen im Allgemeinen nicht gerade hold waren und ihnen mißtrauten, machten mit diesen eine Ausnahme. Da sie nur aus armen Leuten bestanden, so schienen sie ihnen vielleicht minder furchtbar; auch hofften sie wohl dadurch, daß sie dieselben protegirten, ihre Volksthümlichkeit zu erhöhen. Ein besonderer Senatsbeschluß autorisirte im voraus alle im Reiche zu gründenden Beerdigungsgesellschaften, so daß sich dieselben, um vor dem Gesetz legitimirt zu sein, nur in die Register der Behörden unter diesem Namen eintragen zu lassen brauchten. Einmal autorisirt, hatten sie das Recht auf den Besitz einer gemeinsamen, durch die Steuerumlagen ihrer Mitglieder und durch Spenden ihrer Gönner unterhaltenen Kasse; sie konnten sich allmonatlich zur Erledigung ihrer gewöhnlichen Geschäfte und außerdem so oft sie wollten zur Feier der Vereinsfeste versammeln. Man muß gestehen, daß dieser Senatsbeschluß den Christen ungemeine Erleichterungen gewährte, die für sie sehr verlockend sein mußten. Er legte ihnen kein Opfer in Bezug

auf ihren Glauben auf, er forderte von ihnen keine Lüge: mit gutem Gewissen konnten die Christen versichern, daß auch sie einen „Verein für Beerdigung" bildeten; betrachteten sie es doch als ihre erste Pflicht, ihren Todten jedes Standes ein ehrenvolles Begräbniß zu sichern. Indem sie sich vom Staat, der ihnen nicht wohl verweigern konnte was er Allen bewilligte, anerkennen ließen, wurden sie dadurch nicht blos gesetzliche Eigenthümer ihrer Friedhöfe, sie erwarben auch das Recht, sich ungestört zu versammeln, sowie das Recht auf den Besitz einer Gemeindekasse. Dies war ein großer Vortheil: die Art wie Tertullian sich darüber äußert, die Ausdrücke, die er braucht, wenn er von den christlichen Vereinen spricht,[48]) mehr noch Vernunft und gesunder Menschenverstand nöthigen uns zu der Annahme, daß sie sich dieses Vortheils nicht freiwillig beraubt haben. Hat sich die christliche Gemeinde in der That als eines der über das ganze Reich verbreiteten collegia funeraticia vom Staat bestätigen lassen, so mußte natürlich der Bischof jedenfalls als das verantwortliche Haupt der Gesellschaft angesehen werden; unzweifelhaft galt er in den Augen der Behörden als der Präsident des Collegiums. Der Diaconus, dem die Verwaltung des Coemeteriums anvertraut war, versah unter dem Namen actor oder syndicus die Stellung eines Geschäftsführers über den Gemeindebesitz. Es folgt daraus, daß die Namen des Bischofs und des Diaconus der Behörde, die sicher in häufigem Verkehr mit ihnen stand, bekannt sein mußten. War der Bischof gestorben, so war ihr davon Meldung zu machen und der Name des Nachfolgers anzugeben. Nach de Rossi's Meinung spricht sogar Manches dafür, daß gewisse Papstlisten, die wir besitzen, nicht aus den Archiven der Kirche, sondern aus denen der Präfectur von Rom herrühren, wo sie sorgsam aufgehoben wurden und wo sie sich der Abschreiber, um der Authentizität der Documente sicher zu sein, geholt haben wird. Hier sehen wir also zum ersten Mal den Staat in Beziehung zur Kirche,

die sich ihm bis dahin entzogen hatte. Von nun an gewöhnen sie sich daran, zusammen zu leben; so eng verbünden sie sich mit einander, daß sie gar nicht mehr glauben, sich trennen und der eine ohne die andere bestehen zu können. Wir sind bei dem Augenblicke angekommen da die Bande sich knüpfen, die bald so enge werden sollen; wenn aber die Kirche durch diese Beziehungen mehr Sicherheit und mehr Ruhe zu gewinnen geglaubt hat, so hat sie, das müssen wir gestehen, sich getäuscht. Der Schutz, den sie vom Staate forderte und über dessen Erlangung sie so glücklich war, brachte ihr wenig ein und kam ihr theuer zu stehen. Von nun an kennen die Kaiser sie besser und legen direkter ihre Hand auf sie; schlagen sie zu, so treffen sie sie an der rechten Stelle. Statt nach unbedeutenden Gläubigen umherzutappen, fassen sie sofort das Haupt der Gemeinde. Sie wissen, wie es heißt und wo es zu finden ist; wollen sie, so ergreifen sie es, verbannen oder tödten es, wie es ihnen beliebt, und verhindern, nachdem sie sich seiner entledigt haben, die Ernennung eines neuen. Auch für die Coemeterien liegen die Verhältnisse jetzt anders. Solange sie Privatbesitz waren und, wenigstens zum Schein, einer großen Familie gehörten, wagte Niemand sie anzutasten. Zum Gemeindegut der Kirche geworden, theilten sie deren Geschicke. Von den Agenten des Fiscus wurden sie in Beschlag genommen, von den Soldaten des Kaisers geplündert, und oft sahen sich die Christen selbst gezwungen, sie zu zerstören und mit Erde zuzudecken, um sie vor den Verwüstungen des Feindes zu retten.

Die Art, wie de Rossi den Ursprung und das juristische Verhältniß der Katakomben darstellt, hat den Vorzug, daß sie für Thatsachen, die bis dahin sehr dunkel schienen, eine genügende Erklärung giebt. Man begriff nicht, wie die Christen im Stande waren, in ihren Coemeterien so gewaltige Arbeiten zu vollenden und zur Grabung der Gänge, zur Herausschaffung des Schuttes ihre Werkleute dort einzuführen, ohne die Auf-

merksamkeit der kaiserlichen Polizei auf sich zu lenken. Die Sache hat nichts Ueberraschendes mehr, seitdem wir wissen, daß diese Anlagen am hellen Tage und mit Zustimmung der Behörde ausgeführt wurden. Jene Ansicht erlaubt auch, die Wechselfälle, welche die Kirche während der zwei ersten Jahrhunderte durchgemacht hat, besser als bisher zu erklären. Ihr Verhältniß war damals ein doppeltes; je nachdem man dasselbe von der einen oder von der andern Seite betrachtete, konnte gegen sie mit Nachsicht oder mit Strenge verfahren werden. Als neue Religion mußte man sie verbieten: das Gesetz sprach klar und deutlich und ächtete alle fremden Culte, die nicht ein Senatsbeschluß ausdrücklich bestätigt hatte; als „Beerdigungsverein" dagegen war sie autorisirt. Daher ein gewisses Schwanken der Staatsgewalt in ihrem Verkehr mit der Kirche, daher die über die Kirche verhängten wechselnden Schicksale. Von Zeit zu Zeit reißt die gegen die Christen stets wache Volkswuth die Behörden der Städte, die Gouverneure der Provinzen und den Kaiser selbst zur Verfolgung von Leuten mit sich fort, die einen neuen Gott verkünden. Sie haben das Recht dazu, und was auch die Fürsprecher der Christen vorbringen mochten, die Verfolgungen sind regelmäßig und „gesetzlich". Hat dann die zornige Gährung einmal nachgelassen, so machen auch die strengen Maßregeln halt. Man giebt sich den Anschein, als erblicke man in „der Corporation der Brüder, den Anbetern des Wortes" nur noch eine der zur Bestattung ihrer Mitglieder begründeten, halb religiösen, halb bürgerlichen Genossenschaften [49]) und läßt ihnen dieselbe Toleranz zu Theil werden wie allen übrigen.

De Rossi macht darauf aufmerksam, daß diese Toleranz durch das sorgsame Bestreben der Kirche, gegen den gemeinen Brauch, wenn sie daran nichts auszusetzen fand, nicht anzustoßen und sich überhaupt so viel als möglich der Sitte der gewöhnlichen Vereine anzubequemen, bedeutend erleichtert wurde.

Ein Heide, der beim Passiren der Straße nach Ardea etwa das Coemeterium der Domitilla besucht hätte, würde dort wohl kaum so viel Ueberraschendes gefunden haben als wir zu glauben geneigt sind. Die reizenden Arabesken, welche die gewölbte Decke des Eintrittsganges schmücken, die anmuthig verschlungenen Reben und Ranken, die Scenen aus der Weinlese, an andern Stellen die Vögel und geflügelten Genien, die im freien Raume schwebten, — sie hätten ihn an Darstellungen erinnert, wie er sie tagtäglich in den Gemächern der Reichen vor Augen sah. Wäre er stillgestanden, die Grabschriften zu lesen, so mochte es ihm allerdings scheinen, als wichen sie von den gewöhnlichen Inschriften ziemlich stark ab, und doch enthielten sie fast nichts was sich nicht auch anderswo gefunden hätte. Selbst was uns das Originellste an ihnen scheint, die Wünsche für „Frieden und Erquickung" der Todten, ist gewissen orientalischen Culten entlehnt, die seit langer Zeit in Rom heimisch geworden waren. Ebenso mußten die christlichen Leichenbegängnisse auf den ersten Blick und für einen etwas eiligen Beobachter viel Aehnlichkeit mit den übrigen haben. Nach Prudentius streute man Blätter und Blumen auf das Grab und goß Spenden wohlriechenden Weines auf den Marmor. Insbesondere war man der Sitte treu geblieben, die Wiederkehr des Sterbetages alljährlich durch ein Mahl zu feiern. Neben dem Eingang zum Coemeterium der Domitilla finden wir noch den Speisesaal, wo sich die Brüder versammelten, das Gedächtniß ihrer Todten festlich zu erneuern. An merkwürdigen Beispielen zeigt uns de Rossi, wie sie sich bestrebten, die Vorgänge in den Triclinien der übrigen Gesellschaften wenigstens äußerlich und zum Schein zu reproduciren. Hätte ein Heide diesen Mahlzeiten beigewohnt, er würde geglaubt haben, sich in einer der schönen Todtenkammern zu befinden, welche die reichen Familien oder hervorragende Corporationen an der Appischen oder Latinischen Straße besaßen. Andern Geschichtsforschern sind

besonders die radicalen Verschiedenheiten aufgefallen, welche das Christenthum von den Religionen, in deren Mitte es Fuß gefaßt, trennten; de Rossi dagegen zeigt uns die theils zufälligen, theils gesuchten und beabsichtigten Aehnlichkeiten, die es mit ihnen verbanden: [50]) diese Aehnlichkeiten erleichterten den Uebergang von dem einen Cultus zu dem andern, was für die reißend schnelle Ausbreitung des Christenthums sicherlich nicht ohne Nutzen gewesen ist.

Die Aufschlüsse, die wir de Rossi verdanken, haben ferner den Vorzug, daß sie uns die Beziehungen der ersten Christen zur Staatsbehörde besser verstehen lehren. Gewöhnlich stellt man sich das Christenthum wie eine Art intransigenter Sekte vor, die, von tiefem Abscheu gegen die staatsbürgerliche Gesellschaft erfüllt, um keinen Preis mit ihr etwas zu schaffen haben mochte. Diese Ansicht ist stark übertrieben. Ganz im Gegentheil machte die Kirche während der ersten drei Jahrhunderte große Anstrengungen, um mit der Staatsgewalt in Frieden zu leben. Statt sich offen gegen die Gesetze zu empören, hat sie vielmehr versucht, sich derer, die ihr günstig waren, zu bedienen, ja sogar sich in den Rahmen der regelmäßigen Reichsinstitutionen einzufügen. Diese Thatsachen überraschen uns nicht, wir konnten sie vermuthen, aber wir hatten bisher keine so klaren und überzeugenden Beweise dafür wie diejenigen, die uns de Rossi geliefert hat. Bekanntlich war das Christenthum eine der wenigen jüdischen Sekten seiner Zeit, die nicht zugleich eine politische Erhebung und eine religiöse Reform darstellten. Gleich bei seinem Auftreten hat es erklärt, daß es sich allen Regierungen anbequemen und in jeder Art von Umgebung leben könne. In einem tiefbewegten, fast schon der Empörung nahen Lande hat sein Begründer die Unterwerfung unter den Kaiser gepredigt. Der Lehre des Meisters getreu, fordern die Apostel, daß man jeglicher Obrigkeit gehorsame. Vor Allen ist offenbar Paulus eifrig darauf bedacht gewesen, daß es der neuen

Religion gelingen möchte, mit der alten Gesellschaft zu leben und sich zu verständigen. Er will nicht, daß sie in Familie und Staat neue Unruhe und Verwirrung stifte, er verbietet den Christen die Scheidung von ihren heidnischen Gattinnen, er befiehlt ihnen: „Verbleibet in dem Stande, darin ihr waret, als ihr berufen wurdet, nnd harret darin aus vor dem Herrn." Diese Vorschrift gilt dem Sklaven wie dem Freien; Alle sollen sie die sociale Rangordnung achten und einem Jeden geben was sie ihm schuldig sind, „Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret." Vor allem sollen sie unterthan sein dem Herrscher, „welcher ist Gottes Diener, dir zu gut." Die Christen haben in der Folge diese Vorschriften des Apostels streng beobachtet. Selbst die Verfolgungen machten aus ihnen keine Empörer. Trotz der Grausamkeit, mit der sie behandelt wurden und die sie zur Unterwerfung nicht eben geneigt machen konnte, hat man sie doch nirgends offen in die Reichswirren verwickelt gefunden. Tertullian sagt: sie beteten für den Kaiser, der sie verfolgte, und baten Gott für ihn um „langes Leben, hohe Herrschermacht, eine glückliche Familie, tapfere Heere, einen treuen Senat, gehorsame Unterthanen und den Frieden der Welt." Diese Gesinnungen der christlichen Gesellschaft setzt de Rossi in ein helleres Licht; ihre Sorge, alle Conflicte zu vermeiden, ihr Bestreben, in die Ordnung des Staates sich zu fügen, macht er uns verständlicher durch seinen Versuch, festzustellen, daß sie sich die vom Reiche den Volksvereinen bewilligten Privilegien zu Nutze machte und daß sie sich wie die übrigen Beerdigungsgesellschaften bestätigen lassen und mit der Präfectur von Rom einen regelmäßigen Verkehr unterhalten mußte.[51])

De Rossi hat dann weiter noch andern Ansichten, die vor ihm der vollen Bestätigung entbehrt hatten, Eingang verschafft in die Geschichte der Anfänge des Christenthums. Ich muß mich hier auf einige kurze Andeutungen beschränken. Es ist oft gesagt worden, das Christenthum habe sich zuerst nur in

den untersten und ärmsten Gesellschaftsschichten ausgebreitet. Arme Juden und „Griechlein“, Freigelassene und Sklaven, „Weber, Schuster und Walker“ waren seine ersten Adepten. Von der stolzen Höhe seiner Philosophie herab machte sich Celsus lustig über diesen zusammengelaufenen Schwarm „einfältiger und unwissender Seelen, beschränkter und roher Geister, vor denen die Christendoctoren ihre Marktschreierbühnen errichteten.“ In der That läßt sich nicht leugnen, daß unter den Gläubigen die Armen lange Zeit am stärksten vertreten waren; aber waren es wirklich, selbst in den ersten Jahren, nur Arme? De Rossi ist dieser Ansicht nicht. Auf ihn machte einen großen Eindruck die Beobachtung, daß die ältesten Katakomben auch die reichsten und künstlerisch am besten ausgestatteten sind. Er legt sich die Frage vor, ob die Erbauung des Vestibüls im Domitilla-Coemeterium, mit seinen geschmackvollen, die Decke zierenden Malereien, einer ausschließlich aus „Leinwebern und Schustern„ bestehenden Körperschaft möglich war, und er gewinnt die Ueberzeugung, daß sich unter diesen Sklaven, Freigelassenen und Handwerkern auch vornehmere und reichere Leute befunden haben müssen, welche die Kosten dieser Anlagen bestritten. Dies war übrigens auch in den ärmsten und niedrigsten Genossenschaften der Fall: alle ließen es sich eifrig angelegen sein, Protectoren zu gewinnen, die ihnen mit ihrem Einfluß und mit ihrem Vermögen beistanden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß es in der Gemeinde der Brüder ähnlich war? Die Ausgrabungen haben diese Voraussetzungen bestätigt. Die ruhmvollsten Namen des alten Rom, die Namen der Cornelier, der Aemilier, der Caecilier u. a., hat de Rossi wiederholt auf den von ihm entdeckten Gräbern gelesen. Er schloß daraus, daß schon sehr früh einige Mitglieder dieser großen Familien die neue Lehre gekannt und ausgeübt haben. Vom Apostel Paulus „im Hause Caesars“, d. h. unter den orientalischen Sklaven und Freigelassenen des Herrschers gepredigt, hatte sie um dieselbe Zeit

die edle Pomponia Graecina, die Gattin des Consularen Plautius, des Besiegers Britanniens, gewonnen. Unter Nero wurde diese Frau „des fremden Aberglaubens“, worunter damals nur das Judenthum oder das Christenthum verstanden werden konnte, angeklagt, und da man im Callistus-Coemeterium die Gräber ihrer Nachkommen aufgefunden hat, so ist die Annahme, daß sie wirklich Christin war, sehr wahrscheinlich. Einige Jahre später drang der neue Glaube bis in den Schooß der Familie der Kaiser, wenn es anders wahr ist, wofür freilich Alles spricht, daß Domitilla und ihr Gatte Flavius Clemens, die nächsten Verwandten des Domitian und des Titus, Christen waren gleich der Pomponia Graecina. Clemens und Domitilla werden nicht allein geblieben sein: selten findet ein Beispiel, das von so hoher Stelle kommt, keine Nachahmung bei Andern. Man kann also annehmen, daß das Christenthum auch schon in den ersten Jahren in der Geburts- und Geldaristokratie, die an der Spitze des Reiches stand, manche namhafte Eroberung gemacht hat. Diese großen Persönlichkeiten, die es an sich heranzog, mußten ihm zuerst mit ihrem Einfluß beistehen, und vielleicht haben sie mehr als ein Mal die Streiche, die man ihm versetzen wollte, abgewehrt, den schon erhobenen Arm festgehalten, gleich jener Marcia, der Geliebten des Commodus, die „den Herrn fürchtete“ und die Bischöfe schützte. Insbesondere mußten diese Gönner mit ihren freigebigen Geschenken die Gemeindekasse bereichern, die seit der Zeit der Antonine wachsende Bedeutung gewann und der Kirche von Rom bald gestattete, ihre Almosen fast über die ganze Welt auszustreuen. Schon haben uns die Katakomben die Namen einiger dieser Vornehmen enthüllt, die frühzeitig Christen wurden, als noch schwere Gefahr damit verbunden war; noch mit vielen andern dieser Namen werden sie uns in Zukunft bekannt machen. Wohl bilden diese einflußreichen Protectoren ihrer Zahl nach nur ein schwaches Element in der Zusammensetzung der großen neuen Genossen-

schaft, aber dies Element verdient Aufmerksamkeit. Achten wir nicht darauf, so ist es weit schwerer zu verstehen, wie das Christenthum die Angriffe seiner Feinde aushalten und sie schließlich besiegen konnte.

Eine andere vielleicht noch wichtigere Frage, die weit entfernt ist, abgethan zu sein, für die aber doch aus dem Studium der Katakomben „etwas mehr Licht" gewonnen wurde, ist die Frage nach der Glaubwürdigkeit der „Lebensbeschreibungen der Heiligen" und der unter dem Namen der „Acta Martyrum" bekannten Berichtsammlungen[52]). Diese Documente stehen in starkem Mißcredit nicht blos bei Skeptikern, sondern auch bei frommen Männern, die, wie der berühmte Kirchenhistoriker Tillemont, nicht glauben, daß Frömmigkeit zum Verzicht auf Kritik verpflichtet. So wie sie uns vorliegen, verdienen sie wenig Vertrauen. Zu viele lächerliche Legenden haben sich in den Jahrhunderten, die auf den Frieden der Kirche folgten, in sie eingeschlichen. Bei den Festen der Heiligen las man aus ihnen zur Erbauung der Gläubigen vor, und so machte man sich kein Gewissen daraus, alles Mögliche hinzuzufügen, was die Herzen rühren und auf die Phantasie einen Eindruck machen konnte. Vor allem hat die Rhetorik, die schlechte Rhetorik des siebenten und des achten Jahrhunderts, jene Urkunden völlig verdorben. Aber so großes Mißtrauen sie sie uns auch einflößen, — es muß zugegeben werden, daß man sie seit den letzten Ausgrabungen in den Katakomben nicht ohne nähere Prüfung verwerfen darf. Nicht Alles ist in diesen Historien Erfindung; hat man doch in den Gängen der Coemeterien die Grabstätte der Männer, deren Geschichte sie erzählen, wiedergefunden. So glaubte man also im dritten und im vierten Jahrhundert ihre Gräber zu besitzen, man las auf ihren Epitaphien ihre Namen, man kam, vor ihren Resten sein Gebet zu verrichten. Die Darstellung des Thatsächlichen kann eine sehr legendarische sein; daß aber wenigstens

der Name der Person Wirklichkeit ist, läßt sich schwer bezweifeln. In den Erzählungen selbst treffen wir mitten zwischen vielen lächerlichen Irrthümern auch auf wahrscheinliche oder wahre Einzelheiten. Manche finden in den antiken Inschriften oder Malereien der Katakomben ihre Bestätigung; andere fingiren eine genaue Kenntniß von Stätten, die im achten oder neunten Jahrhundert sicher nicht mehr besucht wurden. De Rossi zieht hieraus den sehr berechtigten Schluß, daß die „neue, vermehrte und verschlechterte" Ausgabe das Vorhandensein einer alten, nüchterneren und wahreren Redaction voraussetzt. Er ist also der Meinung, daß man den Bericht, statt ihn wegen einiger Absurditäten, die er enthält, in Bausch und Bogen zu verwerfen, vielmehr von all den leidigen Retouchen säubern und versuchen muß, unter der verfälschten Copie den ursprünglichen Text wiederzufinden. Es ist dies natürlich eine delicate Arbeit, bei der oft genug Divination und Hypothese aushelfen muß; indessen ist ihr Erfolg für eine erfahrene Kritik nicht unmöglich, übt man sie doch tagtäglich auch bei der Wiederherstellung der classischen Texte. Für die Acta der h. Cäcilie hat de Rossi sie mit großem Geschick ausgeführt; für viele andere versucht sie gegenwärtig Le Blant. Gelingt das Unternehmen, wie kaum zu bezweifeln ist, so wird es die Zahl der Documente, über die wir verfügen, bedeutend vermehren und uns mit dem heldenmüthigen Kampfe, den die Kirche gegen ihre Verfolger bestand, besser bekannt machen. Vielleicht werden dabei ein paar Heilige mehr für die Kirche herauskommen, aber ich kann dies für kein so schreckliches Unglück halten. Die Erbitterung, mit welcher die Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts systematisch versucht haben, die Verfolgungen ganz zu leugnen oder ihre Wirkungen abzuschwächen, schien mir offen gestanden immer schwer begreiflich. Wenn Voltaire die Märtyrer wie Feinde behandelte, — hat er dann nie gemerkt, daß er auf Verbündete losschlug? Diese Männer, die er mit unversöhnlichem Spott

verfolgte, hatten gleich ihm selbst die Toleranz vertheidigt. Gleich ihm stellten sie den Grundsatz auf, daß an die Gewissensfreiheit keine menschliche Macht rühren darf. „Wohlan, Henker", läßt Prudentius eine junge Christin sagen, „verbrenne und zerfleische mich. Scheide mich von diesen staubgeformten Gliedern. Leicht ist es für dich, diesen gebrechlichen Bau zu zerstören. Was aber meine Seele betrifft, — die wirst du allen Qualen zum Trotz nicht fassen."[53]) Man hat sie in der That nicht fassen können; alle Martern sind unnütz gewesen.

Wohl hat deshalb die christliche Kirche Recht, das Gedächtniß derer, die für sie gestorben sind, zu ehren und sich ihres Muthes zu rühmen; aber sie sind keineswegs blos die Helden irgend einer besonderen Ueberzeugung. Alle, die gleich ihnen der Meinung sind, daß der Glaube frei sein muß und daß keine Religion das Recht zu gewaltsamer Propaganda hat, können sich auf diese Glaubenszeugen berufen. Wir haben also keinerlei Interesse daran, die Zahl der Märtyrer zu beschränken und ihr Verdienst zu bestreiten oder jene Epoche, die des Namens der „christlichen Heroenzeit" wohl würdig erscheint, in ein schlechtes Licht zu rücken, und diejenigen, die, wie de Rossi, bemüht sind, uns mit dieser Zeit besser bekannt zu machen, haben — ihre persönlichen Ueberzeugungen mögen sonst sein welche sie wollen — gerechten Anspruch auf allgemeine Sympathieen. Wir müssen wünschen, daß die von ihm geleiteten Ausgrabungen immer gleich ergiebig und für die Wissenschaft fruchtbar bleiben und daß er Zeit haben möge, sein so tapfer begonnenes Werk zu vollenden. Und sollte er dabei auch ein paar Märtyrer und Bekenner mehr zu Tage fördern, als Tillemont anerkannte, so wollen wir uns darüber nicht beklagen. Je mehr Opfer, um so hassenswerther die Henker, und um so mehr wollen wir dann die brutale Rohheit verabscheuen, die der Kampf der Religionen gegen einander zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag entfesselt hat, um so inniger festhalten an den Gütern,

für welche nicht allein die christlichen „Brüder", sondern alle Bekenntnisse den Preis der Leiden gezahlt haben: an Toleranz und Freiheit. Dann werden auch die Märtyrer und Urchristen, die aus der Nacht der römischen Katakomben noch hervorgehen mögen, „Boten, Zeugen und Lehrer" des Lichtes sein für Alle.

Anmerkungen.

1) „Katakomben" nenne ich alle diese Anlagen nur weil diese Bezeichnung einmal üblich ist. Eigentlich heißen so nur die von S. Sebastiano. Der einzige Name, der ihnen wirklich zukommt, ist „Coemeterien" (Ruhestätten); aus einer Stelle des Eusebius (Hist. eccles. VII, 11) geht hervor, daß speciell die christlichen Friedhöfe so genannt wurden.

2) De Rossi fand jedoch in den Callistus-Katakomben und anderswo die Namen des Pomponius Laetus und anderer Gelehrten des Cinquecento. Sie nennen sich antiquitatis perscrutatores et amatores. Der Rückkehr zum Heidenthum stark verdächtig und von den Päpsten überwacht, hielten sie heimliche Zusammenkünfte in den christlichen Coemeterien. Hier waren sie sicher vor Verfolgung. Wie merkwürdig, daß die Katakomben, nachdem sie den ersten christlichen Versammlungen Schutz gewährt, den Heiden der Renaissance als Asyl dienten!

3) Vgl. Anm. 1.

4) Vgl. de Rossi, Roma sotterranea cristiana, 3 Bde. 1864—1878; auch Desbassyns de Richemont, Nouvelles études sur les catacombes und Northcote et Brownlow, Rome souterraine, franz. Uebers. von P. Allard mit Vorrede von de Rossi. 2. Aufl. Paris, Didier 1874.

5) Vgl. Anm. 1.

6) Tertullian, De anima 29.

7) S. Cyprian, Epp., 8.

8) S. Ambrosius, De off., II, 142.

9) Cic., pro Cluentio, 14.

10) Suet., Nero, 48.

11) Michele de Rossi, der Bruder G. B. de Rossi's, hatte zuerst

juristische Studien gemacht, wurde dann aber seinem Bruder zu Liebe Feldmesser. Giambattista bedurfte zur Untersuchung des Bodens und zur Aufnahme des Grundrisses der labyrinthischen Anlagen eines Gehilfen. Der Wunsch, dem genialen Bruder zu helfen, entwickelte in Michele ein Talent, von dem er bis dahin nichts wußte. Schnell machte er sich in der ihm neuen Wissenschaft einen Namen; auch erfand er u. A. zur Abkürzung der Arbeit bei der Planaufnahme einen sinnreichen Apparat, der s. Z. auf der Londoner Ausstellung einen Preis erhielt.

12) Macrob., Sat., VII, 7.

13) De Rossi weist nach, daß die christlichen Galerien, um nicht Hypogeen anderer Culte zu berühren, sich mehr als ein Mal plötzlich zur Seite wenden.

14) Diese in die Mauer eingegrabenen Nischen heißen loculi, die gewölbten Bögen darüber arcosalia. Solche Bögen finden sich nicht über allen Gräbern, sondern nur über denen der vornehmsten Personen.

15) Psalm 55,16.

16) s. Mommsen, Vortrag gehalten im Berliner Unionsvereine 13. Januar 1871, Im neuen Reich I, S. 113.

17) Auch in den Katakomben fanden sich einige Familiengräber; doch können sie nicht zahlreich gewesen sein. Meistens verwendete man die Erde aus den neuen Gängen zur Zuschüttung der alten, wenn diese voll waren. So wurde es unmöglich, daß eine Familie ihr Grab länger als eine oder zwei Generationen für sich benutzte.

18) Diese Worte sind einem der ältesten Rituale der römischen Kirche entlehnt; de Rossi citirt: Defunctorum fidelium animae quae beatitudine gaudent nobis opitulentur; quae consolatione indigent Ecclesiae precibus absolvantur.

19) S. Cyprian, Epist., 10.

20) Tertullian, Ad nat., 1,7.

21) Die Christen handelten so nicht auf Grund ausdrücklicher Vorschrift, sondern ganz spontan, aus gemeinsamer Empfindung. Daß es kein Gesetz hierüber gab, beweist die Erwähnung eines Freigelassenen in der Lucina-Krypte, dem ältesten Theile des Coemeteriums des Callistus. Dort ist auch, obgleich sonst allgemein an kirchliche Würden so wenig erinnert wird als an andere, von drei Priestern die Rede; wir erfahren, daß einer von ihnen zugleich Arzt ist. Es war also nicht absolut verboten, die Erinnerung an die socialen Unterschiede in den Grabschriften zu bewahren; man unterließ es freiwillig.

22) „Pete pro Phoebe et pro virginio ejus.“ „Virginius“ nannte man einen Gatten, der keine zweite Frau gehabt hatte. Es ist dies nicht blos, wie man glauben könnte, eine christliche Bezeichnung; auch

die Heiden kannten sie. Wenn sie auch die zweite Ehe nicht so streng tadelten wie manche eifernde Christen, so wollten sie doch wenigstens denen, die die Leichtigkeit der Ehescheidung nicht mißbraucht hatten, ihre Achtung bezeigen.

23) Apulejus, De magia, 55.

24) Clemens Alex., Paedag., III, 11.

25) Tertull., Adv. Marc., 11,29.

26) De Rossi, Roma sott. I, tav. X; II, tav. XVIII.

27) De Rossi, Roma sott., I, 347: In quanto però alla composizione artistica del gruppo, nulla osta a credere che i primi pittori cristiani abbiano potuto imitare, per quanto al loro scopo si confaceva, qualche bel tipo d'un simile gruppo di antico e classico stile.

28) Freilich hatte man die Figuren dieses letzteren Sarkophags vor der Aufstellung mit Kalk überdeckt. Bei andern Sarkophagen, die wir besitzen, war man weniger ängstlich.

29) In diesen Deutungen ist man oft viel zu weit gegangen; man wollte überall Symbole und Bilder sehen. Vgl. über diese unbesonnenen Versuche Le Blant, Étude sur les sarcophages d'Arles, S. XV ff.

30) De Rossi, Roma sott., II, p. 331.

31) Die Bedeutung dieser Allegorie ist sicher. Mehrmals steht über dem Manne, der an den Berg Horeb schlägt, um das Wasser hervorzulocken, der Name „Petrus" geschrieben.

32) Prudentius, Perist., IX u. XI, 126.

33) s. über diese Irrthümer Le Blant, Étude sur les sarcophages d'Arles S. VIII.

34) So gleicht das Ungeheuer, das den Jonas verschlingt, ganz demjenigen, das die Andromeda bedroht. Der todte Lazarus liegt in einem heidnischen Heroon. Die Arche Noah's sieht genau wie die Kiste aus, in welcher Danaë in's Meer geworfen wird, u. A. m.

35) Jordan, Topogr., I, 50.

36) Prudent., Perist., XI, 155 ff.

37) „Damasi papae cultor atque amator."

38) Vgl. de Rossi, Bullettino di archeologia cristiana, 1866.

39) „ut Verecundus cum suis bene naviget."

40) De Rossi glaubt hieraus schließen zu können, daß der Titel „Märtyrer" erst bewilligt wurde, nachdem die Kirche hierüber berathen hatte.

41) Mommsen a. a. O. S. 120: „Die lächerliche Vorstellung, als seien solche Anlagen im Geheimen und den bestehenden Gesetzen zuwider entstanden, wird man schon im Interesse der kaiserlichen Polizei

der Hauptstadt abzuweisen haben: es hätte der Magistrat von Schilda dazu gehört, um dergleichen Bauten nicht zu bemerken."

42) „qui sint ad religionem pertinentes meam." Vgl. de Rossi, Bull. di arch. crist., 1865, Nr. 12.

43) locus religiosus.

44) „area cedens sepulchro."

45) Vgl. H. Baudrillart, Le faste funéraire et son développement historique, Revue des deux Mondes 15. März u. 1. Apr. 1877, sowie meinen Aufsatz über denselben Gegenstand im Magazin für die Lit. d. Ausl. Band 91, S. 344 ff.

46) „monumentum cum hypogeo."

47) „ad jus corporis eorum, non hominum singulorum pertinentia."

48) De Rossi macht darauf aufmerksam, daß die Ausdrücke, deren sich Tertullian bedient, wenn er von dem in den Versammlungen der Christen allmonatlich eingezogenen Beitrag sprechen will (modicam unusquisque stipem menstrua die apponit), an die Fassung des Senatusconsults: qui stipem menstruam conferre volent etc. erinnern.

49) Cultores Jovis, cultores Dianae etc.

50) Mommsen a. a. O. S. 116: „Nichts Besonderes ist das Christenthum der ältesten Zeit, nichts Specifisches und Exclusives, wie das, was heutzutage dafür ausgegeben wird; die Christen lebten in und mit ihrer Zeit und nach deren Gebräuchen."

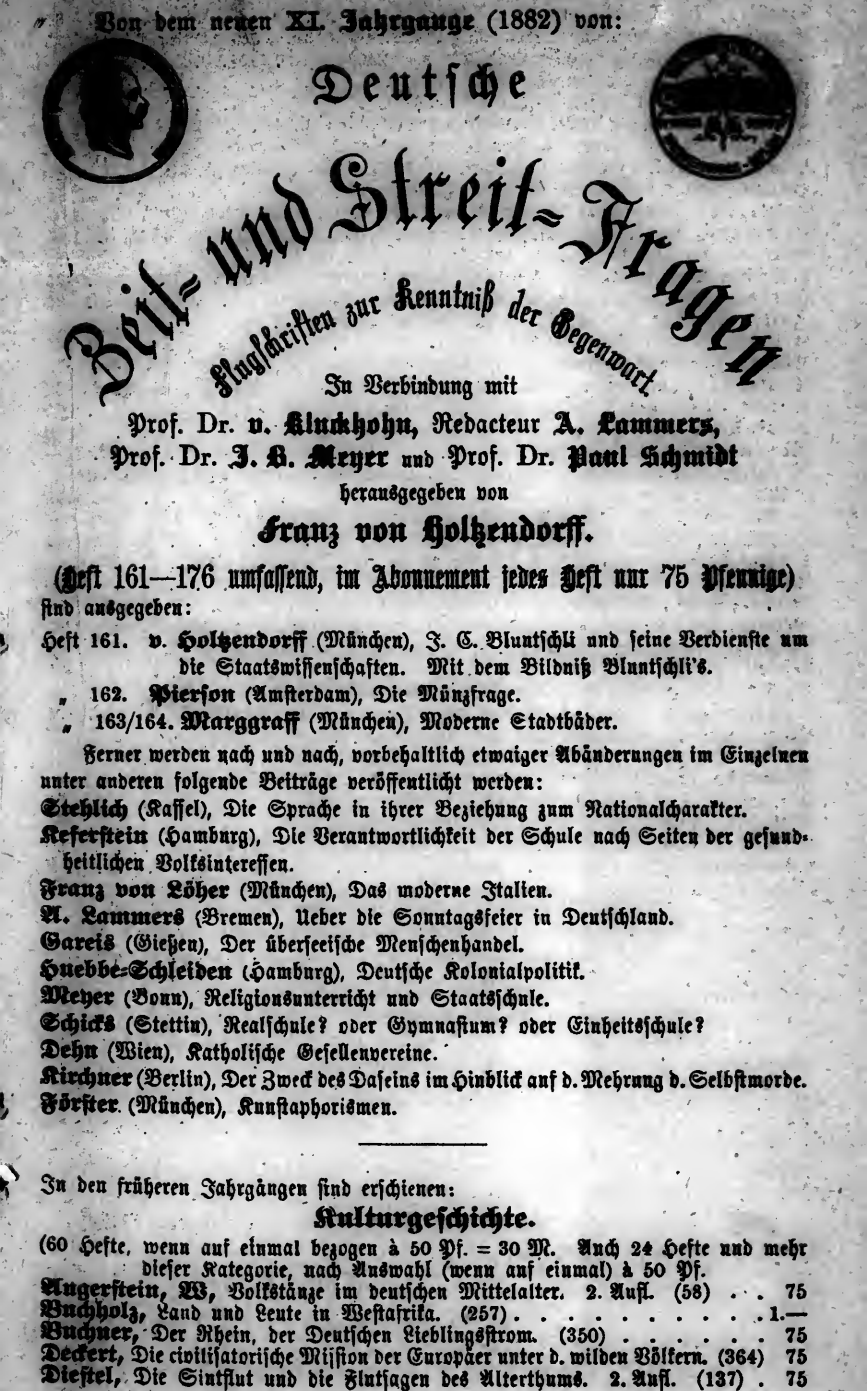
51) Da wo Tertullian von dem Gelde spricht, zu dessen Zahlung manche Kirchen sich verstanden, um den Verfolgungen zu entgehen, constatirt er auch, daß die Christen in die Register der Polizei eingetragen sind und sich hier in sehr schlechter Gesellschaft befinden: inter tabernarios et lanios et fures balneorum et aleones et lenones christiani quoque vectigales continentur. (De fuga in pers., XII und XIII.)

52) Sie enthalten die Berichte über die Verhöre, welche in den Zeiten der Christenverfolgungen die Märtyrer zu bestehen hatten, ferner über ihre Verurtheilung und den Vollzug derselben.

53) Prudentius, Perist. III, 90.

(136)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.



der Hauptstadt abzuweisen haben: es hätte der Magistrat von Schilda dazu gehört, um dergleichen Bauten nicht zu bemerken."

42) „qui sint ad religionem pertinentes meam." Vgl. de Rossi, Bull. di arch. crist., 1865, Nr. 12.

43) locus religiosus.

44) „area cedens sepulchro."

45) Vgl. H. Baudrillart, Le faste funéraire et son développement historique, Revue des deux Mondes 15. März u. 1. Apr. 1877, sowie meinen Aufsatz über denselben Gegenstand im Magazin für die Lit. d. Ausl. Band 91, S. 344 ff.

46) „monumentum cum hypogeo."

47) „ad jus corporis eorum, non hominum singulorum pertinentia."

48) De Rossi macht darauf aufmerksam, daß die Ausdrücke, deren sich Tertullian bedient, wenn er von dem in den Versammlungen der Christen allmonatlich eingezogenen Beitrag sprechen will (modicam unusquisque stipem menstrua die apponit), an die Fassung des Senatusconsults: qui stipem menstruam conferre volent etc. erinnern.

49) Cultores Jovis, cultores Dianae etc.

50) Mommsen a. a. O. S. 116: „Nichts Besonderes ist das Christenthum der ältesten Zeit, nichts Specifisches und Exclusives, wie das, was heutzutage dafür ausgegeben wird; die Christen lebten in und mit ihrer Zeit und nach deren Gebräuchen."

51) Da wo Tertullian von dem Gelde spricht, zu dessen Zahlung manche Kirchen sich verstanden, um den Verfolgungen zu entgehen, constatirt er auch, daß die Christen in die Register der Polizei eingetragen sind und sich hier in sehr schlechter Gesellschaft befinden: inter tabernarios et lanios et fures balneorum et aleones et lenones christiani quoque vectigales continentur. (De fuga in pers., XII und XIII.)

52) Sie enthalten die Berichte über die Verhöre, welche in den Zeiten der Christenverfolgungen die Märtyrer zu bestehen hatten, ferner über ihre Verurtheilung und den Vollzug derselben.

53) Prudentius, Perist. III, 90.

(136)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.



Doehler, Die Orakel. (150) 6

Engel, Das Sinnen und Seelenleben des Menschen unter den Tropen. (204) 7

—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) . . . . M. 1.–

Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360) 7

Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168) 6

Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) . . . . . M. 1.–

Gmelin, Christensclaverei u. Renegatenthum unt. d. Völkern des Islam. (190) 6

Gravenhorst, Die Entwicklungsphasen des relig. Lebens i. hellenisch. Altert. (370) 6

Haupt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) 7

Heyer, Die Ausbildung der Priesterherrschaft u. die Inquisition. (280) M. 1.–

Hoffmann, Aus d. Kulturgeschichte Europa's. (Pflanzen u. Hausthiere.) (348) M. 1.–

Holtzmann, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198) 7

v. Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) . . 7

Jordan, Die Kaiserpaläste in Rom. 2 Abz. (65) 6

Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) 7

Keller, Die cyprischen Alterthumsfunde. (363) 6

Kinkel, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. (365) 7

Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenh. u. Gegenw. (384) 6

Kühns, Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. (71) . . . 7

Lewinstein, Die Alchemie und die Alchemisten. (113) 6

Mannhardt, Klytia. (239) . . . . M. 1.–

Mehlis, Der Rhein u. der Strom der Cultur in Kelten- u Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259) . . . . M. 1.4

— Der Rhein und der Strom der Cultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300). (286/87) . . . . M. 1.6

— Der Rhein und der Strom der Cultur in der Neuzeit. (328). . M. 1.–

Mensinga, Ueber alte und neue Astrologie. (140) 6

Meyer, J. B., Volksbildg u. Wissensch. während der letzten Jahrh. 2. A. (14) M. 1.–

Möller, Ueber d. Salz i. s. kulturgeschichtl. u. naturwissensch. Bedeutung. (206) 7

Nippold, Aegyptens Stellung i. d. Religions- u. Kulturgesch. 2. Aufl. (82) 6

Nissen, Pompeji. 2. Aufl. (37) 7

Nover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354). . . 6

Oppenheimer, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. (30) . . 7

Osenbrüggen, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl (6) 7

—, Die Schweiz in den Wandelungen der Neuzeit. (252) 7

Pfotenhauer, Die Gifte als bezaubernde Macht i. d. Hand d. Laien. (209) M. 1.–

Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) 7

Polluge, Klimaänderungen in historischen Zeiten. (359) 8

v. Rittershain, Die Reichspost der römischen Kaiser. (339) 6

vom Rath, Ueber das Gold. (324/25) . . . . M. 1.2

Schasler, Das Reich d. Ironie i. kulturgesch. u. ästhetisch. Beziehng. (332/33) M. 1.8

Schrader, Die älteste Zeittheilung d. indogermanischen Volkes. (296) M. 1.–

Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) . . . . M. 1.–

Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) 7

Stammler, Ueber die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht. (268) 7

Stricker, Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. (61) 7

—, Die Feuerzeuge. (199) 7

Virchow, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. (1) 7

—, Die Urbevölkerung Europas. (193) . . . . M. 1.–

Volz, Das rothe Kreuz im weißen Felde. (47) 6

Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127). 6

v. Waldbrühl, Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) 7

Wernher, Die Armen- u. Krankenpflege d. geistl. Ritterorden i. früh. Z. (213) M. 1.–

Winckler, Die deutschen Reichskleinodien. (154) 7

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.